

Frankfurter Allgemeine

Magazin

MÄRZ 2017



**MANN
KANN
ALLES**

**JOSEF HADER
SPRICHT ÜBER
WITZ UND WAHN**

**EIN INSTAGRAM
HUSBAND
LEIDET STILL**

**YOGA IST
DOCH WAS
FÜR MÄNNER**



LOUIS VUITTON



GUCCI



Ermenegildo Zegna

DEFINING MOMENTS



TOPSHOP

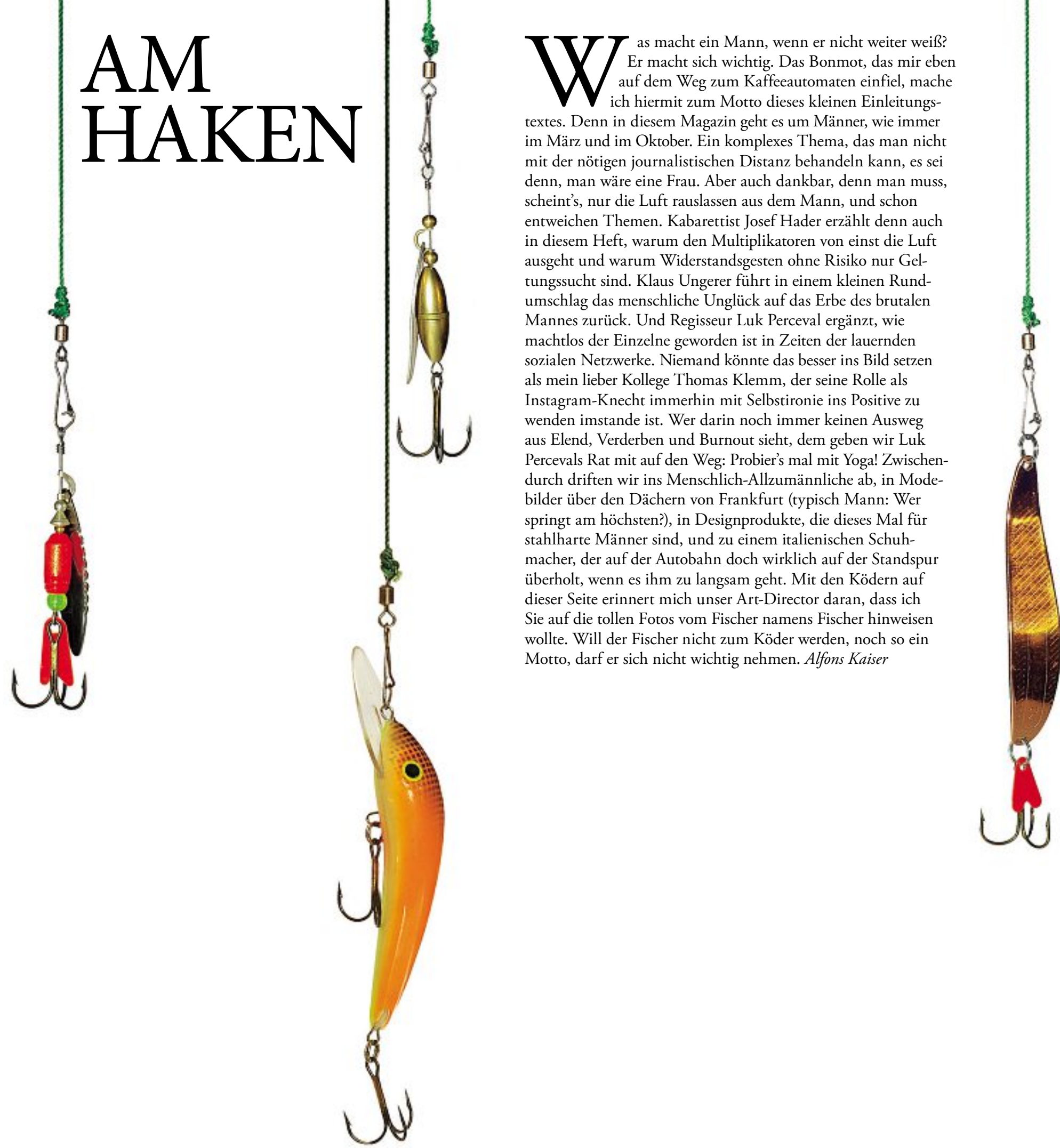


BOTTEGAVENETA.COM

BOTTEGA VENETA

AM HAKEN

Was macht ein Mann, wenn er nicht weiter weiß? Er macht sich wichtig. Das Bonmot, das mir eben auf dem Weg zum Kaffeeautomaten einfiel, mache ich hiermit zum Motto dieses kleinen Einleitungstextes. Denn in diesem Magazin geht es um Männer, wie immer im März und im Oktober. Ein komplexes Thema, das man nicht mit der nötigen journalistischen Distanz behandeln kann, es sei denn, man wäre eine Frau. Aber auch dankbar, denn man muss, scheint's, nur die Luft rauslassen aus dem Mann, und schon entweichen Themen. Kabarettist Josef Hader erzählt denn auch in diesem Heft, warum den Multiplikatoren von einst die Luft ausgeht und warum Widerstandsgesten ohne Risiko nur Geltungssucht sind. Klaus Ungerer führt in einem kleinen Rundumschlag das menschliche Unglück auf das Erbe des brutalen Mannes zurück. Und Regisseur Luk Perceval ergänzt, wie machtlos der Einzelne geworden ist in Zeiten der lauenden sozialen Netzwerke. Niemand könnte das besser ins Bild setzen als mein lieber Kollege Thomas Klemm, der seine Rolle als Instagram-Knecht immerhin mit Selbstironie ins Positive zu wenden imstande ist. Wer darin noch immer keinen Ausweg aus Elend, Verderben und Burnout sieht, dem geben wir Luk Percevals Rat mit auf den Weg: Probier's mal mit Yoga! Zwischen durch driften wir ins Menschlich-Allzumännliche ab, in Modebilder über den Dächern von Frankfurt (typisch Mann: Wer springt am höchsten?), in Designprodukte, die dieses Mal für stahlharte Männer sind, und zu einem italienischen Schuhmacher, der auf der Autobahn doch wirklich auf der Standspur überholt, wenn es ihm zu langsam geht. Mit den Ködern auf dieser Seite erinnert mich unser Art-Director daran, dass ich Sie auf die tollen Fotos vom Fischer namens Fischer hinweisen wollte. Will der Fischer nicht zum Köder werden, noch so ein Motto, darf er sich nicht wichtig nehmen. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Holger Appel, Peter Bernbach, Zoë Bert, Christoph Borgans, Isabelle Braun, Jochen Buchsteiner, Thomas David, Markus Ebner, Philipp Eppelsheim, Timo Frasch, Dr. Christoph Hein, Thomas Klemm, Frank Pergande, Celina Plag, Dr. Ulf von Rauchhaupt, Peter-Philipp Schmitt, Florian Siebeck, Dr. Michael Spehr, Jochen Stahlke, Bernd Steinle, Qynh Tran, Klaus Ungerer, Dr. Lukas Weber, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Bettina Wohlfarth

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Oliver Schaffer, Anja Tischulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Printavis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

FOTOS: GETTY



LIU BOLIN PERFORMING FOR MONCLER

moncler.com



MARKUS EBNER absolviert während der Modewochen in New York, London, Mailand und Paris ein straffes Programm. Für uns schaute er dieses Mal bei den Herrenmodewochen genau hin – und dokumentierte Höhen und Tiefen kommender Kollektionen (Seite 46). Der Stylist, der aus dem Schwarzwald stammt und mit Frau und zwei Kindern in Paris lebt, verwertet seine Erkenntnisse nicht nur im Wort, sondern auch im Bild: Für die Modestrecke (Seite 36) besorgte er so viele Teile, dass Fotograf Helmut Fricke tagelang hätte arbeiten können. Aber mit Sonnenuntergang war das Shooting vorbei.



TIMO FRASCH hat Josef Hader auf der Bühne erlebt, wie er über den menschlichen Abgründen balancierte und sich manchmal mit Wonne hinunterfallen ließ. Wer hätte da gedacht, dass sich der Kabarettist und Schauspieler im Gespräch (Seite 30) als fast schon lieber Mensch entpuppen würde? Allein wie er über die Kollegen sprach! Frasch, der politischer Korrespondent in Wiesbaden ist und für unser Magazin große Interviews führt, sprach Hader darauf an, dass Harald Schmidt Ermittler im „Tatort“ werden solle. Hader war hin und weg. „Wirklich? Das find’ ich ganz toll! Da freu’ ich mich drauf!“ Nun hat Schmidt doch verzichtet. Vielleicht sollte Hader übernehmen. Denn er kann auch Kommissar.

FOTOS: JENNIFER WEBER/KING, FRANER WOHLEFAHRT, SABINE POSNIAK, MAX RIEHL

MITARBEITER

THOMAS KLEMM ist gerne unterwegs. Wie auf unserem Bild im kalifornischen Joshua-Tree-Nationalpark fotografiert er dabei aber nicht so sehr die üblichen Sehenswürdigkeiten. Vielmehr nimmt er seine Frau auf, wie sie zwischen Felsbrocken oder vor alten Gemäuern posiert. Die Motive sind danach für alle Welt auf dem Modeblog und dem Instagram-Account seiner Frau zu sehen. Erstmals berichtet der Wirtschaftsredakteur unserer Sonntagszeitung nun (Seite 56) über seine Leidensgeschichte als Leibfotograf, der viel zu knipsen und wenig zu sagen hat.



JOHANNES KRENZER ist Fotograf, Filmmacher und Freerunner. Vor sieben Jahren entdeckte er den Sport, der ihn die Welt fortan mit neuen Augen sehen ließ. Dafür nahm er auch zum ersten Mal eine Kamera in die Hand. Seither geht es für das richtige Bild bisweilen hoch hinaus. Noch während des Abiturs begann der Einundzwanzigjährige mit kleinen Aufträgen, bald danach schon machte er sich selbstständig. Im vergangenen Jahr gründete er ein Social-Media-Unternehmen, in dem er seine Leidenschaften Bild und Sport verbindet. Für FAZ.NET produziert er seit gut zwei Jahren Videos. In diesem Heft geht er, wie auch auf dem Titel zu sehen, als Model in die Luft – und landet jeweils sicher.



1:00 PM CALL MILAN. WISH GIULIA A HAPPY BIRTHDAY (A BIT LATE)



Tel. 099 208077

TODS.COM

Spielzeug in Bestform: Wir stellen 16 preisgekrönte Produkte vor (Seite 50), die Männer ins Schwärmen bringen.



Auf Tour: Karl Gabl hilft Alpinisten mit seinen Wetterprognosen über den Berg – und manchmal auch sich selbst.



ZUM TITEL

Johannes Krenzer wurde von Helmut Fricke auf dem Dach des F.A.Z.-Hauses in Frankfurt fotografiert. Er trägt eine Jacke von 22/4_Hommes, eine Daunenweste mit Kapuze von Herno und eine Haremshose von Farang Clothing.

- 19 KARL LAGERFELD
- 24 RALF STEGNER
- 70 DEREK LAM
- 76 LUK PERCEVAL
- 82 GIUSEPPE SANTONI

IM SCHATTEN Das australische Unternehmen Akubra bringt alle unter einen Hut. *Seite 48*

AUF SEE Konrad Fischer fährt seit 50 Jahren auf die Ostsee – zum Fischen. *Seite 60*

IN RAGE Wer Nachrichten sieht, kriegt den Eindruck: Alle Gewalt geht vom Manne aus. *Seite 52*

AM HERD Dylan Watson-Brawn eröffnet ein neues Lokal in Berlin. Bitte reservieren! *Seite 64*

IM ABSEITS Transsexuelle in Indien werden oft diskriminiert und schikaniert. *Seite 54*

IM SPIEGEL Zehn Ideen, wie Männer wieder zum schönen Geschlecht werden. *Seite 80*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 8. April bei. Im Netz: www.faz.net/stil. Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil. Instagram: @fazmagazin.



Da schau her: Vor 150 Jahren wurde Eugen Sandow geboren, der das moderne Bodybuilding begründete.

Tokio Hotel war gestern: In Airbnb-Unterkünften (Seite 58) erhält der Japan-Besucher einen anderen Blick auf das Land.

FOTOS: RAINER WOLFF/PHOT, LAIF, HERSTELLER, ARCHIV





69 3807 89268 | SHOP.VERSACE.COM

KENTUCKY
BRUCE WEBER

VERSACE



Aus der F.A.Z. vom 12. März 1977: Schüler der Manningham Middle School in der britischen Industriestadt Bradford

Foto Barbara Klemm

Vor vierzig Jahren

Als Barbara Klemm ihr Foto an der Bradforder Manningham Middle School schoss, blickten die Deutschen noch mit Neugier auf die multikulturelle Gesellschaft, die sich da im Vereinigten Königreich entwickelte. Seit dem Ende des Empires waren „fast zwei Millionen Farbige“ nach Großbritannien gekommen, wie Udo Wiemann festhielt, der damalige Korrespondent dieser Zeitung, dessen Reportage von Klemms Foto bebildert wurde. „Farbig“, so nannte man damals alle, die nicht weiß waren, also nicht nur die Einwanderer aus der Karibik und aus Afrika, sondern auch aus Indien, Pakistan und Bangladesch.

Im Herbst 1976 hatten Unruhen im Londoner Stadtteil Notting Hill die Aufmerksamkeit auf die Spannungen zwischen den altingesessenen und den „Neu-Briten“ gerichtet. 100 Polizisten und 60 Besucher des Notting Hill Carnival mussten im Krankenhaus behandelt werden. Es waren nicht die ersten Zusammenstöße im Königreich, auch nicht die ersten in Notting Hill, aber erstmals geriet die zweite Generation der Einwanderer ins Blickfeld. Wiemann schrieb, die zweite Generation habe „die Zufriedenheit und Fügsamkeit“ der Elterngeneration hinter sich gelassen. Die Jungen verglichen ihre Lage nicht mehr mit dem Herkunftsland, sondern mit den Standards ihrer weißen Mitschüler. Und da taten sich Gräben auf.

Großbritannien im Jahr 1977 – das war ein vergleichsweise multikulturelles Land, nicht so durchmischt wie Amerika, aber bunter als die meisten Länder der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, der das Königreich vier Jahre zuvor beigetreten war. Seit 1968 gab es ein Antidiskriminierungsgesetz, für dessen Anwendung das Londoner „Amt für Rassenbeziehungen“ verantwortlich war. Insetate mit dem gängigen Zusatz „nicht für Farbige“ waren jetzt verboten. Dafür blühte die „kaschierte Diskriminierung“, wie Wiemann bemerkte – bei der Jobsuche, der Bezahlung, der Wohnungsvergabe. Wiemanns Text, der die soziale Misere der Farbigen einfühlsam beschrieb, zeigt, wie viel

Aufklärungszeit seither vergangen ist. Fernab der erst zehn Jahre später einsetzenden Sprachkorrektheit finden sich Formulierungen, die heute Erstaunen hervorrufen und fast schon wieder ins Post-Trump-Zeitalter hinüberzublenden scheinen. Der Autor lässt die Farbigen „unter ihresgleichen leben“, in „Slum-Gebieten, in denen sie sich zusammendrängen“. Er beschreibt ihre „von zuhause mitgebrachte Version des Englischen, die zu verstehen Engländern große Mühe macht“, und lobt sie mit den Worten: „Ihre Aussprache lässt zu wünschen übrig, doch können sie sich auch über schwierige Themen unterhalten.“

Schon damals machten rechte Gruppen wie die National Front Stimmung gegen die Einwanderer und nahmen vor allem der Labour Party Stimmen weg. Der Tory-Politiker Enoch Powell, der zu diesem Zeitpunkt schon für eine nordirische Partei im Unterhaus saß, warnte vor „Rassenkriegen“. Er bezog sich auch auf eine Prognose, die dem Unterhaus 1977 vorgelegt wurde: Danach würde sich der Anteil der Farbigen an der britischen Bevölkerung von 3,4 Prozent bis zum Ende des Jahrhunderts „mindestens verdoppeln“. Tatsächlich wuchs der Anteil der „non-white British“ viel rascher. Heute liegt er bei etwa 15 Prozent. Zu den „Strömen von Blut“, die Powell vorausgesagt hatte, kam es bekanntermaßen nicht, auch wenn seit 1977 etwa 20 ernste Zusammenstöße mit ethnischem Hintergrund registriert wurden. Der bisher letzte – und schwerste – ereignete sich 2011 in London und strahlte in mehrere Städte aus. Die Bilanz: fünf Tote, mehr als 200 Verletzte (davon 186 Polizisten) und mehr als 3000 Festnahmen.

Seither ist es ruhiger geworden, jedenfalls an der Oberfläche. Die Unterprivilegierten, die heute die britische Politik aufmischen, sehen anders aus. Sie sind weiß und fühlen sich deshalb diskriminiert. Viele derer, die jetzt gegen die „liberalen Eliten“ protestieren, die populistische Ukip unterstützen und Britannien in den Brexit geführt haben, klagen darüber, dass sich das Establishment mehr um die Einwanderer kümmere als um sie. *Jochen Buchsteiner*

Marc O'Polo

SHOES



FOLLOW YOUR NATURE
MADS MIKKELSEN



*Marine Le Pen hat Geert Wilders
zum Tanz aufgefordert.....*

KARL LAGERFELD BITTET ZUM TANZ

Mochte sich Meryl Streep in Hollywood über Karl Lagerfeld aufregen – Karl Lagerfeld saß in Paris am Zeichentisch, um sich politische Gedanken zu machen. Denn wenn er auch gerade erst seine Fendi-Schau hinter sich gebracht hatte, wenn auch noch viel fürs Chanel-Prêt-à-porter vorzubereiten war: Der aufkommende Nationalismus, der unverfrorene Populismus und die europäische Krise gehen dem Modemacher nicht aus dem Kopf. Am kommenden Mittwoch wird in den Niederlanden gewählt. Und zuletzt war die Partei für die Freiheit des Rechtspopulisten Geert Wilders noch vor der rechtsliberalen VVD von Mark Rutte die stärkste Kraft. Da muss man

Verbindungen ziehen zur Lage in Frankreich, wo die Front-National-Kandidatin Marine Le Pen zumindest in der ersten Runde der Präsidentschaftswahlen am 23. April siegen könnte. „Damenwahl“, das heißt in Lagerfelds Worten: „Diese eher männliche Frau gibt sich dem aschblonden Alt-Jüngling wie ein verliebter Backfisch hin. Sie träumt und hofft, dass beide die kommenden Wahlen gewinnen.“ Schon durch die Gestaltung zeigt Lagerfeld, was er von diesem Tanzvergnügen hält: Die beiden tragen tiefes Schwarz, und ihr jeweils üppiger blonder Schopf erinnert an einen, der es schon geschafft hat – Donald Trump. (kai.)

PRÊT-À-PARLER



①



②



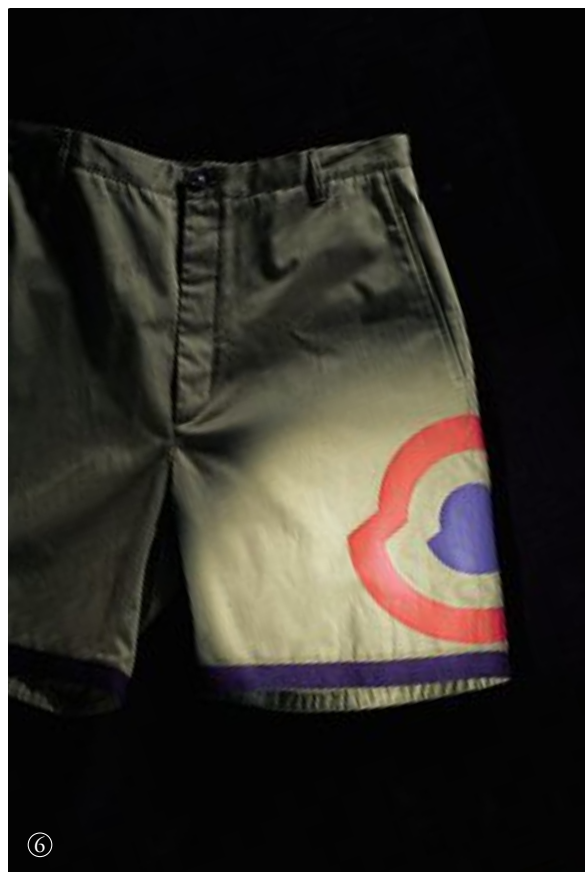
③



④



⑤



⑥

SO LANGE KEINE STRÜMPFE IM SPIEL SIND

Wenn es bald wärmer wird, dann gibt es keinen Grund, warum Männer nicht wieder Shorts tragen sollten. So wie im vergangenen Sommer oder im vorvergangenen, aber nicht unbedingt im vorvorvergangenen. Denn vor nicht allzu langer Zeit gehörten Männershorts eindeutig in das Lager der Socken in Sandalen, der Motto-T-Shirts, also dorthin, wo Männerkleidung richtig peinlich war.

Aber in der Mode ist seit einiger Zeit nichts mehr eindeutig, auch ein Motto-T-Shirt kann cool – und teuer – sein, etwa wenn es von Vetements ist und „Ich komm' zum Glück aus Osnabrück!“ draufsteht. Sandalen, klar, sind längst eine Sommer-Institution, so wie die Shorts, die Männer nicht mehr nur in den Urlaub mitnehmen, dort-

hin, wo sie keiner kennt. Männer tragen Shorts jetzt auch mit Stolz in der Stadt, in der sie zu Hause sind, im Frühstückscfé und in der Eisdielen, wo am Nebentisch jederzeit ein Kollege sitzen könnte. Treffen Kollegen-Augen auf die wild gemusterte Shorts von Desigual (5) oder den Regenwald-hinter-Entlüftungsgitter-Druck von Hugo (1), dann ist das für den Träger, der bei der Arbeit Wert auf einen Dreiteiler legt, jedenfalls nicht von Nachteil. Es geht noch krasser, wenn der Dreiteiler-Typ in Shorts aus Baumwolle in Weiß aufkreuzt, die von innen rot gemustert sind und aussehen, als würde der Besitzer gleich verbluten. Würde in Sachen Flash-Faktor gut zum Osnabrück-T-Shirt von Vetements passen, die Shorts (4) sind von Stone Island.

Tja, von den bunten Chino-Hosen, die brav über dem Knöchel abschließen, ist es doch ein langer Weg bis zu den Sommershorts von heute, auf denen eben viel zu viel passiert, als dass sie peinlich sein könnten. Aber es geht natürlich auch einfacher, näher am Erbe der Chino, mit der Männer – zum Beispiel in Gelb – zunächst Modemut bewiesen. Das Modell von Z Zegna (2) ist eine schöne Fortsetzung, die Paare von Marc O'Polo (3) und von Moncler (6) sind mit Kaktus-Applikationen und übermäßigem Logo auf beige-khakifarbenem Hintergrund so verspielt wie klassisch. Passt immer, zu Slogan-T-Shirts wie zu Sandalen. Jedenfalls so lange nicht auch noch Strümpfe im Spiel sind. (jwi.)

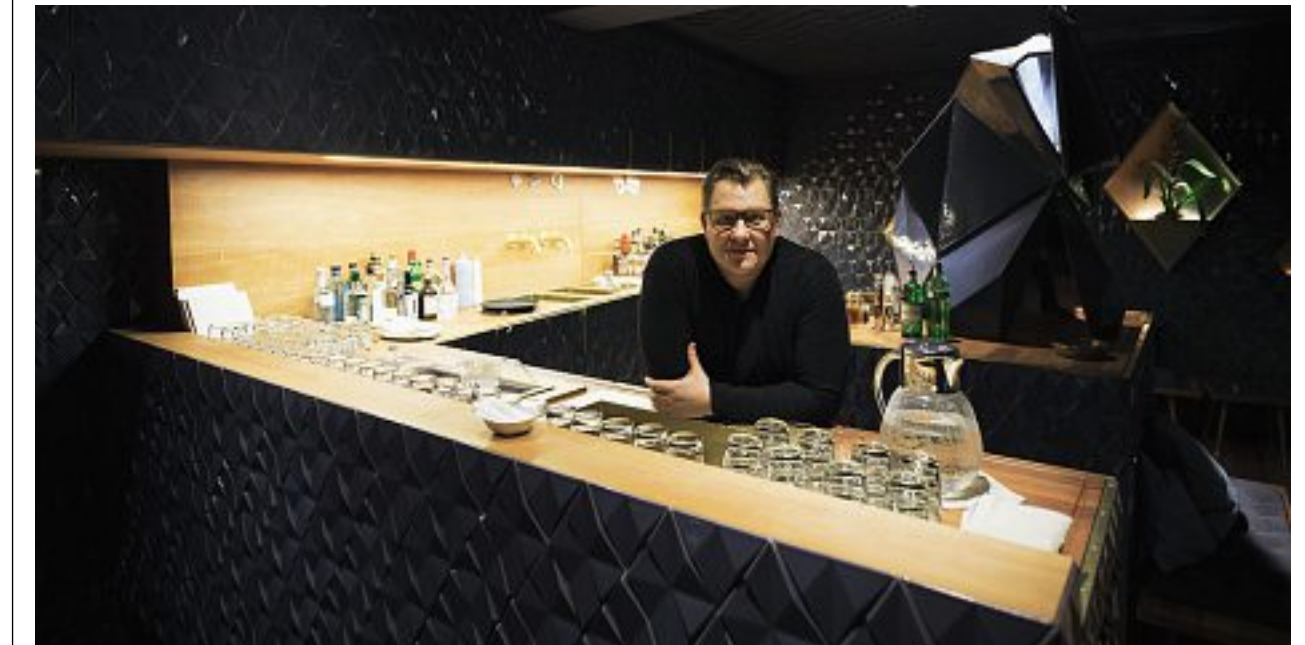
FOTOS: WOLFGANG BEHMES

OBJEKTE FÜR DAS LEBEN

HERMÈS
PARIS



PRÊT-À-PARLER



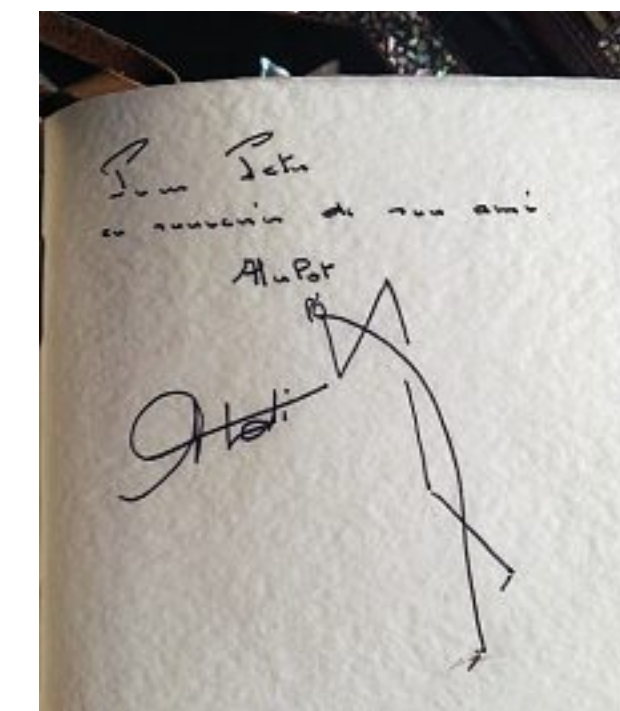
SO TRINKT MAN NUR IN FRANKFURT

Alt-Sachsenhausen war in Frankfurt lange als Stadtteil der billigen Bars und grölenden Junggesellen bekannt. Das ändert sich gerade. Auch wegen Neueröffnungen wie dem „Bonechina“: Außen ist es noch immer ein barockes Fachwerkhaus aus dem Jahr 1747, innen funkeln anthrazitfarbene Fliesen in Origami-Optik. Der Raum ist nicht zu groß und wirkt fast wie eine Wohnküche, mit Stühlen und Tischen in Fensternähe und Küchenelementen aus warmem Birnenholz mit Messingarmaturen. In der Mitte des Raumes thront auf einem Quader das Highlight: ein schwarzer Keramikelfant, der aussieht, als hätte ihn ein Origamikünstler aus massiven Platten filigran gefaltet. „Wir wollten das klassische Bar-Konzept aufbrechen“, sagt Bar-Chef Sven Riebel (Foto). Er erzählt, der Begriff „Bar“

stamme eigentlich aus den Zeiten des Wilden Westens, als angetrunkene Gäste mit einer Schranke (englisch „bar“) vom Alkohol ferngehalten wurden und nur der Bartender die Getränke ausschenken durfte. So soll es hier nicht zu gehen. „Der Gast kann frei agieren“, sagt Riebel. „Er kann sich seine Drinks selbst mischen oder sich bedienen lassen, ganz nach Lust und Laune.“ Die Gäste fischen also an der Theke mit einer Zange Eiswürfel verschiedener Geschmacksrichtungen von Bergamotte bis Maracuja, füllen in ihre Gläser außerdem Gin, halten sie danach unter Maul des Elefanten, der auf Knopfdruck Tonic Water speit. Wem das zuviel ist, der bekommt auch bereits gemischte Drinks von Gin Fizz bis Daiquiri. „So eine Bar“, sagt eine Frau, „bräuchten wir in Berlin.“ (marw.)

UNTERM STRICH FOLGE 3

herumsprang und kreischte. „Fifi hat vorgestern seine beste Spielkameradin verloren, deshalb jault er.“ – „Könnten die Herrschaften nicht bitte das Lokal verlassen? Wir drehen einen Film mit dem berühmten Tati.“ – „Wir zahlen wie Herr Tati hier unsere Rechnung.“ – „Und wenn ich eine Katze besorge?“ – „Dann ja!“ Ich raste mit einem Taxi nach Hause, während Tati geduldig bei der Vorspeise sitzenblieb, und holte eines der Jungen, die meine Katze vor ein paar Monaten bekommen hatte. Das graue Kätzchen sah mich schließlich durch das Rückfenster des



Auch ein Zeichner: Jacques Tatis Widmung für Peter Bernbach

JUNGEN ZOCKEN, MÄDCHEN CHATTEN

Man sieht es auf vielen Schulhöfen: Jungs diskutieren über neue Videospiele, die Mädchen lästern darüber still und heimlich auf Whatsapp. Ist das die Rollenaufteilung?

Ein Vorurteil ist es jedenfalls nicht. Die Vermutung, dass Jungs lieber zocken als Mädchen, hat die DAK mit einer Studie nachgewiesen. Dazu wurden 1000 verzweifelte Eltern zur Internetnutzung ihrer jugendlichen Kinder befragt. Die Väter und Mütter sollten aussagen, womit ihre Kinder im Internet hauptsächlich beschäftigt sind. Zur Auswahl standen: Videos, Online-Spiele, Chatten, Soziale Netzwerke, Surfen und Anderes.

Das Ergebnis ist eindeutig. Während sich 43 Prozent der Jungen in ihrer Freizeit mit Online-Spielen beschäftigen, und zwar an Werktagen durchschnittlich 2,6 Stunden lang, interessieren sich nur zwölf Prozent der Mädchen dafür. Beim Chatten verhält es sich genau anders herum: Nur 16 Prozent der männlichen, aber 42 Prozent der weiblichen Jugendlichen verbringen einen Großteil der Zeit damit. Ist also der Unterschied zwischen Online-Spielen und Chatten wirklich so groß wie bei Fußball und Ballett?

Anscheinend schon. Vielleicht verpassen die Mädchen da etwas. Laut der JIM-Jugendstudie sind die drei beliebtesten Spiele „Minecraft“, „Fifa“ und „Grand Theft Auto“. Am Wochenende sind Jugendliche geschlagene 3,7 Stunden am Tag im Internet oder am Zocken. Kein Wunder, wenn man bedenkt, dass 75 Prozent der Familien mit Kindern eine feste Spielkonsole haben.

Und wo, wie und wie lange chatten die Mädchen? Die von Jugendlichen am häufigsten genutzte App zum Verschieken von Nachrichten ist Whatsapp. 39 Prozent der Mädchen verwenden den Messaging-Dienst bis zu 19 Mal am Tag, 34 Prozent 20 bis 49 Mal am Tag, 20 Prozent mehr als 50 Mal. Man muss sich schließlich informieren. Außerdem behaupten viele Nutzerinnen, dass sie immer nur kurz reinschauen. Hoffentlich stimmt's.

Da fragt man sich natürlich nun, was schlimmer ist. Oder was besser: Die Jungs trainieren immerhin ihre Reaktionsfähigkeit, die Mädchen ihre kommunikativen Kompetenzen. Die Kinder stoppen? Das wird wohl nicht klappen. Vielleicht hilft ein altes Rezept: Abwarten und Tee trinken. *Zoë Bert*

Tati, der europäische Chaplin? Beide haben ihre Figuren erfunden, selbst interpretiert und Welterfolge erzielt. Der eine in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Hollywood, der andere in der zweiten Hälfte in Frankreich, nach Kabarettanfängen in Paris und Berlin. Aber ähnlich sind sich beide im Grunde nicht. Jacques Tati meinte, Chaplin habe sich und seine Komik erfunden, er sei sein eigener Hauptdarsteller. Tati entdeckte die Komik im Alltag, bei anderen Menschen und bei sich selbst.

Jacques Tati lehnte Interviews prinzipiell ab. Als der Bayerische Rundfunk 1982 bei mir einen Porträtfilm bestellte, suchte ich ihn in seinen Pariser Vorstadtstudios auf. Der Komiker, der mit „Monsieur Hulot“ weltbekannt wurde, war nicht mehr so gefragt. Für seine letzten Großprojekte hatte er Schulden gemacht. Er wolle es sich überlegen, sagte er, redete mit ein paar deutschen Brocken von seiner Erfahrung in Berlin im Kabarett der Komiker um Werner Finck, den Goebbels ins Gefängnis stecken ließ, weil er es gewagt hatte, sich über ihn und andere Nazis lustig zu machen.

Schließlich kam das Ja: „Ich mache einen Film mit Ihnen, aber hier in der Nähe, auf La Grande Jatte.“ Das ist die Seine-Insel zwischen Paris und Courbevoie, die durch das pointillistische Hauptwerk von Georges Seurat, „Ein Sonntagnachmittag auf der Insel La Grande Jatte“, bekannt wurde. Egal, wo und wie. Hauptsache, ich bekam Tati, der eigentlich russischer Abstammung war und Jacques Tatischeff hieß, vor die Kamera.

Beim Dreh redete der Schauspieler, der in seinen Filmen wenig sagt und nur halbverständliche Worte brummelt, sofort mit. „Die Kamera schwenkt von den Hochhäusern rechts auf die kleine Fachwerkhütte am steilen Seine-Ufer, das Restaurant „Les Pieds dans l'Eau“, wo wir auf der Terrasse das Menü bestellen. Zunächst rede ich mit dem Kellner, dann kann Bernbach mir Fragen stellen.“ Nur zu gern. Doch nach drei Minuten brach der Toningenieur ab: Ein lautes Piepsgeräusch störte. Ich ging ins Restaurant, entdeckte ein altes Ehepaar mit einem Äffchen, das wild



45356 GARMENT DYED PLATED REFLECTIVE WITH MUSSOLA GOMMATA HOODED JACKET MADE WITH AN INNOVATIVE REFLECTIVE FABRIC ENGINEERED TO BE GARMENT DYED. THE NYLON TELA BASE IS PLATED WITH A WATER AND WIND RESISTANT HIGHLY REFLECTIVE RESIN SUBSTANCE CONTAINING THOUSANDS OF GLASS MICROSPHERES. THE GARMENT IS CONSTRUCTED WITH PARTS IN MUSSOLA GOMMATA. THE FINISHED PIECE IS GARMENT DYED WITH SPECIFIC DOUBLE DYE. HOOD WITH VISOR WITH NYLON MESH LINING WITH TAPING. TWO LARGE BELLOWS POCKETS WITH FLAP AND VELCRO FASTENING ON FRONT. BELLOWS POCKET ON CHEST IN MUSSOLA GOMMATA WITH VELCRO FASTENING AND NYLON TABS. BESIDES, A SECOND VERTICAL POCKET WITH ZIP FASTENING. ZIP FASTENING.

STONE ISLAND
WWW.STONEISLAND.COM



Maßanfertigung statt Massenware: Blazer von Blazé

EIN COOLES MÄDCHEN IST EIN HALBER MANN

Das süße Leben ist in Italien erfunden worden: das gute Essen, die Leidenschaft und nicht zuletzt die Schneidertradition. Doch während Männer ihre Vorlieben für Passform bei Herrenmaßschneidern ausleben können, durften Frauen nur auf Glücksgriffe hoffen. Das wollten die Italienerinnen Corrada Rodriguez d'Acris, Sole Torlonia und Delfina Pinardi nicht länger hinnehmen. Sie arbeiteten als Moderedakteurinnen bei Magazinen wie „Elle“ und als Stylistinnen bei Marken wie Valentino. Und immer wieder stellten sie fest: Den perfekten Blazer gibt es nicht. Aber mit ihrer Erfahrung wussten sie, wie er aussehen müsste. Also gründeten sie 2013 ihr Made-to-order Label Blazé Milano. Motto: „Every cool girl is half a man“.

Der Name Blazé ist abgeleitet vom französischen Wort blasé („blasiert“). Als Marke wollen sie sich nur auf ein einziges Produkt spezialisieren. Heute bieten die meisten Designer ein Spektrum vom Wintermantel bis zur Duftkerze an. Blazé besinnt sich auf die Ursprünge. Einst war es üblich, zu Spezialisten zu gehen. So ähnlich hält es auch Blazé. „Mach eine Sache, und mach sie richtig gut“, sagt Pinardi über die Vision des mutigen Modetrios.

It-Girls wie Alexa Chung oder Stilbilder wie Ada Kokosar tragen ihre Entwürfe, und mit Margherita Missoni haben sie eine kleine Sonderkollektion lanciert. Die Vorzeige-Pariserin Caroleine de Maigret ist ihre Muse. So ist das eben: Marken statten Streetstyle-Stars kostenlos aus, dafür gibt es Werbung. „No, no“, wehrt Delfina Pinardi ab. „Fast alle sind normale Kunden.“ Wer genau, das verrät sie nicht. Nur, dass sie auch Anfragen von Männern erhalten: „Aber Blazé ist ein reiner Girls-Club“, sagt Pinardi. „Die Männer sind verwöhnt genug.“

Die Kollektion von Blazé Milano stützt sich auf sechs Grundmodelle: Länge, Reversform und Knopfleisten variieren. Da gibt es zum Beispiel den „Everyday Blazer“ mit doppelreihiger Knopfleiste und Halbmondaschen oder den knöchellangen „Great Coat Blazer“ mit Bindegürtel. Da nach Auftrag gefertigt wird, können Kunden die Details selbst bestimmen, etwa die Knöpfe aus bordeauxrotem

Leder, aus Holz oder geprägt und in Gold. Auch beim Material hat man die Wahl. Die Blazer erinnern an Offiziers-Uniformen oder elegante Dressurreiterinnen: Corrada Rodriguez d'Acris Vater war Marine-Offizier, Delfina Pinardi und Sole Torlonia sind begeisterte Reiterinnen. Dieser Hintergrund prägt das Design mit akzentuierten Schulterpartien und leichtem Oversize-Schnitt, sodass die Blazer trotzdem elegant fallen. Eine Mischung aus französischer Coolness und italienischer Klassik. Damit der Power-Look nicht zu extrem wirkt, haben sie ein eigenes Maß für Schulterpolster: „Normalerweise kann man zwischen Größe 1 und Größe 2 wählen. Wir haben bei der Produktion auf 1,5 bestanden“, sagt Delfina Pinardi. Sie seien keine Designer, betonen die drei Frauen. Aber als erfahrene Stylisten haben sie ein Auge für Details.

Und: Sie kennen die Bedürfnisse moderner Frauen, die Handtasche haben sie kurzerhand in den Blazer integriert. Es gibt unterschiedlich große Fächer für Lippenstift, Handy, Schlüssel, Karten-Etui, Zigaretten. Weil der Schnitt klug konstruiert ist, sieht man trotzdem nicht wie ein ausgestopfter Ladendieb aus. Je nach Material, Länge und Details kostet ein Blazer zwischen 900 und 3000 Euro. Der hohe Preis könnte zu einer neuen Konsumhaltung passen: weniger kaufen, dafür hochwertiger.

Im Mailänder Atelier kann man die Blazer nach Wunsch fertigen lassen. Und was, wenn jemand einen lilagrünen Blazer mit roten Knöpfen und gelbem Innenfutter bestellt? „Wir geben einen ästhetischen Rahmen vor. So stellen wir sicher, dass das Ergebnis gut aussieht“, sagt Pinardi. Zwei bis drei Monate wartet man auf das fertige Einzelstück. Das Kernbusiness solle immer der Made-to-order-Service sein: „Unser Traum ist eine kleine Fläche in Boutiquen, wo ein Profi Maß nimmt und die Kundinnen dann ihr Modell zusammenstellen“, sagt Pinardi. Bis es so weit ist, kann man eine kleine Auswahl bei einigen Boutiquen kaufen, in Deutschland unter anderem bei „The Store“ in Berlin oder „Linette“ in Hamburg, online bei Moda Operandi oder Matchesfashion.com. *Isabelle Braun*

RALF STEGNER FÜHLT SICH ALS MODEL CHANCENLOS

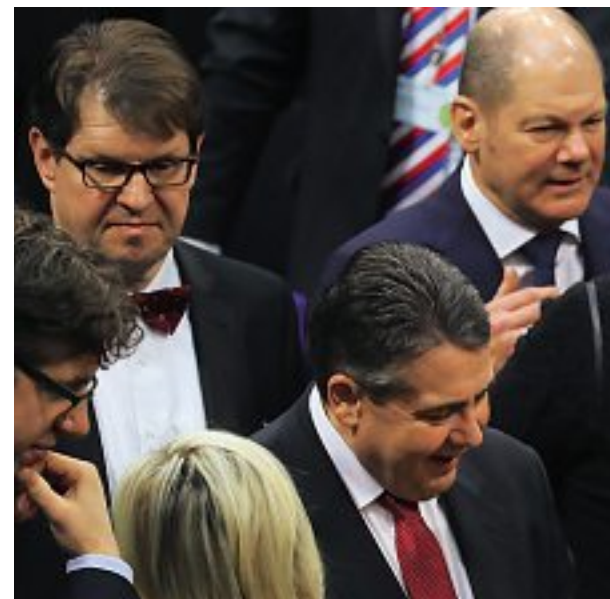
Herr Stegner, bei der Wahl des Bundespräsidenten sah man Sie mit einer Fliege. Früher trugen Sie immer Fliege. Seit einigen Jahren aber ist das ein seltener Anblick.
Die Wahl eines Sozialdemokraten zum Staatsoberhaupt ist ein feierlicher Moment. Da hätte der offene Kragen nicht gepasst. Ich habe eine dunkelrote Fliege ausgesucht. Dazu weißes Hemd, anthrazitfarbener Anzug.

Wie viele Fliegen besitzen Sie?

Etwa 120, einige fertig gebunden, andere zum Binden. Ich trage sie aber nur noch zu besonders festlichen Anlässen, dienstlich wie privat. Ich glaube, vor der Bundesversammlung hatte ich zuletzt eine getragen bei der Wahl von Torsten Albig zum SPD-Ministerpräsidenten im Kieler Landtag. Die Sitten haben sich gelockert, was die Kleidung anbelangt. Heute geht es legerer und bequemer zu, nicht zuletzt durch das Verdienst der Sozialdemokraten.

Als Sie 2009 Spitzenkandidat Ihrer Partei in Schleswig-Holstein wurden, gab es einen neuen Haarschnitt. Als Sie vor zehn Jahren Vorsitzender der Landespartei wurden, verschwand die Fliege. Gibt es einen Zusammenhang zwischen Ihrer politischen Karriere und Ihrem Äußeren?
Als Politiker hat man nicht die Zeit, sich großartig mit Mode zu beschäftigen. Aber natürlich achten meine Mitarbeiter, auch meine Frau, auf die Wirkung solcher Äußerlichkeiten. Gerade im Fernsehen ist das wichtig, wo man immer irgendwie anders aussieht. Ich konzentriere mich auf das, was ich sage, da kann ich nicht auch noch über meine Wirkung nachdenken. Manche Politiker können das. Gerhard Schröder, Oskar Lafontaine, Ursula von der Leyen – die flirteten geradezu mit der Kamera.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen Mode und Politik?
Merkwürdigerweise werde immer wieder ich darauf angesprochen. Bei politischen Mitbewerbern würde niemand auf die Frage kommen. Ich erkläre mir das so, dass von mir meistens Fotos mit grimmigem Gesichtsausdruck veröffentlicht werden, die ein karikierendes Bild vermitteln. Das ist dann so, wie ich es oft in Gesprächen erlebe, wenn die Leute merken: Der ist ja gar nicht so schlimm und viel netter als gedacht. So ähnlich wirkt es wohl auch, wenn auf einmal über meine Frisur gesprochen wird.



Ralf Stegner, Jahrgang 1959, ist stellvertretender Bundesvorsitzender der SPD, Landesvorsitzender seiner Partei in Schleswig-Holstein und Fraktionsvorsitzender im Kieler Landtag. Das Foto zeigt ihn mit Fliege bei der Bundesversammlung am 12. Februar.

Als Sie mit neuer Frisur sogar in einer Frisör-Anzeige erschienen, sprach nicht nur Schleswig-Holstein darüber.
Eine lustige Geschichte. Meine Frisörin hatte mich gebeten, das Foto verwenden zu dürfen für einen Wettbewerb, der sie vielleicht sogar noch nach New York führt. Ich ahnte nicht, dass es auch in verschiedenen Zeitungen erscheinen würde. Torsten Albig war der erste, der sich morgens meldete. Ob ich jetzt unter die Models gegangen sei. Ich sagte ihm, als Model wäre ich nun wirklich chancenlos. Ich war sogar in einer Zeitung deswegen „Kopf des Tages“. Einer meiner Stellvertreter in der Landtagsfraktion wunderte sich per Twitter. Da sehen Sie: Selbst von Stellvertretern wird man manchmal in seinen Potentialen verkannt.

Im vergangenen November bekamen Sie vom SPD-Kreisverband Lindau in der Hutmacherstadt Lindenberg den sogenannten Sozialistenhut verliehen. Tragen Sie überhaupt Hüte?

Sieht schick aus, der Sozialistenhut. Er wurde sogar extra angefertigt. Spätestens im kommenden November trage ich ihn, bei der Laudatio für meinen Nachfolger. Ich besitze zwei, drei Hüte, trage sie aber selten. Bei eisigem Wetter ist mir eine Mütze lieber. Wenn ich auf den Wochenmarkt gehe, bietet die Mütze fast so etwas wie ein Inkognito. Man sieht gleich 20 Jahre älter aus.

Den Sozialistenhut gibt es, weil sich an ihm die bayerischen Sozialdemokraten erkannt haben, als die Partei unter Bismarck verboten war. Gibt es ein solches Erkennungszeichen noch heute?

Na, zumindest wissen die Leute, wenn sie mich sehen, dass ich einer von der SPD bin. Selbst wenn ihnen der Name nicht gleich einfallen will, SPD wissen sie sofort. Manchmal an Wahlkampfständen tragen wir roten Schal. Aber ich würde es eher umgekehrt sehen: Wir Sozialdemokraten waren die ersten im Kieler Landtag, die auch mal auf Krawatte verzichteten. Noch vor den Grünen. Inzwischen gilt das parteiübergreifend.

Die Fragen stellte Frank Pergande.

STUART WEITZMAN



FOTOS: LAURASCHWELLI, DPA

„DANN STAND DA EIN RIESIGER MARMORKUCHEN“

Frau Etzel, wie sind Sie damals zu Ihrer ersten Guglhupf-Form gekommen?

Das ist eine Form, mit der meine Großmütter ihre Familie beglückt haben. In unserem Haus, das seit vielen Generationen Familiensitz ist, stand im Keller hinten links ein Schrank, dort wurde die Form aufbewahrt. Sie ist aus dem späten 19. Jahrhundert, etwa 1860 bis 1895. Im Frühjahr 2012 habe ich sie mal mit in den Betrieb genommen. Es war gleich klar, dass daraus ein sehr großer Kuchen entstehen würde, da gehen drei bis dreieinhalb Rezepte Guglhupf-Teig rein, allein zwölf Eier. Nachdem meine Kollegin sie geschrubbt hatte, stand da plötzlich ein riesiger Marmorkuchen. Allein die Form wiegt über vier Kilogramm. Wir backen daraus nur vier Rezepte: Marmorkuchen, Zitronenkuchen, Nusskuchen, manchmal noch Orangenkuchen.

Und nun sammeln Sie weitere Formen?

Ich habe jetzt 31 gusseiserne Formen zusammengetragen. Ich hatte schon Glück, dass mir Kunden welche vorbeigebracht und geschenkt haben.

Sind diese Formen wertvoll?

Auf Ebay kosten sie 60 bis 80 Euro, schnell auch mal über 100. Aber der ideelle Wert ist natürlich auch wichtig. Ich hänge an einigen meiner Formen sehr, denn sie erzählen von Familiengeschichten. Wenn es bei uns in der Familie sonntags einen Kuchen gab, dann war das etwas Besonderes. Diesen Wert erkennt man an den Formen.

Schmecken die Kuchen anders aus diesen alten Formen?

Den Teig muss man anders backen, bei niedrigerer Temperatur als in einer kleineren Form, aber dafür über längere Zeit: 150 Grad, anderthalb Stunden. Der Kern soll ja auch gar werden. Die Hitzeübertragung von Gusseisen ist anders als bei Blech und ganz anders als bei Silikon. Am Ende bekommt der Kuchen eine schöne Kruste. Außen ist



Groß in Form: Beate Etzel beschränkt sich in ihrem Hof-Café in Wehrheim aufs Wesentliche.

der Kuchen dann ein bisschen härter, das bewahrt im Inneren die Saftigkeit. Man kann den Kuchen durchaus eine Woche lang genießen.

Wer alte Backformen auf dem Speicher findet, sollte sie also nicht einfach wegschmeißen?

Nein, unbedingt aufbewahren! Und sie auf gar keinen Fall im Garten mit Blumen bepflanzen! Besser: verwenden. Es sei denn natürlich, sie sind verrostet. Aber auch dann haben sie eine ganz tolle Aura in Verbindung mit der hübschen Form.

Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.

PRÊT-À-PARLER

AUF DIESEN OBJEKTEN KANN ES SICH DIE KUNST BEQUEM MACHEN

Es sollte kein neuer Stuhl werden, sondern die Abwandlung eines schon vorhandenen Stuhls. Doch als Thierry Costes den Designer Robert Stadler bat, den aus dem Jahr 1859 stammenden Kaffeehausstuhl von Michael Thonet für das Pariser Restaurant „Corso Bastille“ anzupassen, wollte sich der Österreicher nicht einfach an noch einer Abwandlung des ikonischen Möbelstücks mit der aus Holz gebogenen Rückenlehne versuchen. „Ich entschloss mich, lieber einen neuen Stuhl für Thonet zu gestalten.“

Stadler begann, sich mit dem 214 von Michael Thonet zu beschäftigen. Dabei stellte er fest, dass gute Handarbeit ihren Preis hat. Der Stuhl der Stühle, wie das erste industriell gefertigte Möbelstück auch genannt wird, eroberte einst in Millionenaufgabe die Welt – auch weil es, zerlegt und in Kisten gepackt, preiswert auf Reisen geschickt werden konnte. Damals war die Herstellung kostengünstig, heute ist das anders, da das Holz für den Rücken noch immer von Hand gebogen wird. Stadlers Entwurf mit der Nummer 107 wird hingegen fast ganz maschinell hergestellt. Und während das Gestell aus Massivholz besteht, sind Sitz und fragmentierter Rücken aus Formsperrholz gefertigt. Das macht ihn robust und leicht zugleich, ideal für ein Restaurant wie das „Corso Bastille“.

Robert Stadler, 1966 in Wien geboren, entwirft zwar auch Möbel. Er arbeitet aber meist an der Schnittstelle zwischen Design und bildender Kunst. So kann ein Ledersofa bei ihm schon mal an die geschmolzenen Uhren aus einem Salvador-Dalí-Gemälde erinnern (Pools & Pouf!, 2004). Erstmals widmen die Staatlichen Kunstsammlungen Dresden nun Robert Stadler eine Überblicksausstellung. Die von der Direktorin des Kunstgewerbemuseums Tulga Beyerle initiierte Schau „You May Also Like: Robert Stadler“ ist keine Retrospektive im engeren Sinne, die nur seine eigenen Entwürfe zeigen würde. Die Ausstel-

lung kombiniert vielmehr Objekte verschiedener Künstler aus unterschiedlichen Epochen und präsentiert neben Stücken aus Stadlers eigenem Besitz auch 20 Meisterwerke und unbekannte Artefakte aus acht Sammlungen der Staatlichen Kunstsammlungen.

Die Kombination von Objekten aus verschiedenen Epochen soll eine transhistorische „Gemeinschaft der Objekte“ schaffen. Stadler und Kurator Alexis Vaillant

wollen erreichen, dass sich der Besucher fragt, ob ein Objekt Kunstwerk oder Produkt ist, kostbar oder schlicht, ernsthaft oder absurd. Stadlers Stuhl 107 könnte sich am Ende zum Beispiel neben einem gut 280 Jahre alten Bologneser Hund aus Meißner Porzellan wiederfinden. (pps.)

Die Ausstellung „You May Also Like: Robert Stadler“ des Kunstgewerbemuseums ist vom 18. März bis 25. Juni 2017 in der Kunsthalle im Lipsiusbau in Dresden zu sehen.



Designkunst: Robert Stadler entwirft funktionale Stühle wie den 107 (unten) und Objekte wie Pools & Pouf! (links), die eher für Galerien und Museen gedacht sind.



FOTOS: BEATE ETZEL (5), JACQUES SAWARD, PATRICK GRIEß, STAATLICHE KUNSTSAMMLUNGEN DRESDEN

Cassina

The Other Conversation



8 sofa designed by Piero Lissoni at Shore House by Mount Fuji Architects, Japan
discover more at cassina.com

München Nymphenburger Strasse 5



METAPHERN DER EXISTENZ, ABER MIT WITZ

Häufig ist Pietro Donzelli von Mailand in die Po-Ebene gefahren, hat die Kultur und den Alltag studiert, die Menschen und die Landschaften fotografiert. Seine Bilderserien ergeben sich in kargen Perspektiven, die so gar nicht zu dem fruchtbaren Tiefland passen, wohl aber zum neo-realistisch nüchternen Blick auf die Wirklichkeit. Absurdität und Einsamkeit waren auch im italienischen Film der fünfziger Jahre große Themen. Donzelli (1915 bis 1998)

kuratierte in Mailand Foto-Ausstellungen, gab eine Foto-Zeitschrift heraus und machte schließlich auch selbst Fotos. Seine Schwarz-Weiß-Aufnahmen sind beklemmende Dokumente aus der Nachkriegsprovinz, mit den Dramen der Überschwemmungen, der Öde des Alltags, dem Stumpfsinn der körperlichen Arbeit. Wenn man so will, und die Organisatoren der Ausstellung „Land ohne Schat-ten“ wollen es so, sind seine Bilder auch Metaphern der

menschlichen Existenz. Immerhin: Die beiden Motive oben, „Feiertag“ (links) und „Café in Rosolina“, beide aus dem Jahr 1954, zeigen den Sinn fürs Absurde. Wer in diesem Frühjahr zur Biennale nach Venedig fährt: bitte in Padua rechts abbiegen in Richtung Rovigo! (kai.)

Pietro Donzelli: „Terra senz'ombra“, Palazzo Roverella, Rovigo (Veneto), 25. März bis 2. Juli 2017

PRÊT-À-PARLER



SELFIEBILD, FREMDBILD

Bei Instagram kann man sich vor lauter Selfies kaum retten. Eigentlich findet man diese Selbstporträts langweilig: all diese eingebildeten Menschen! Aber selbst zögert man nicht, schnell nochmal ein Foto zu schießen und hochzuladen. Wir denken nicht mal daran, dass es den anderen vielleicht genauso ergehen könnte: Der Hit mit den Selfies ist endgültig öde geworden.

Sarah Diefenbach, Professorin für Wirtschaftspsychologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, hat sich näher mit dem verzwickten Thema befasst. Schon länger war ihr aufgefallen, dass Selfies nicht so gut ankommen wie Schnappschüsse aus dem Alltag oder Fotos von besonderen Ereignissen. Mit einer Studie wollte sie diese Annahme untersuchen.

Also befragte sie im vergangenen Jahr 238 Personen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die Befragten waren zwischen 18 und 63 Jahre alt; der Altersdurchschnitt lag bei 25 Jahren. Und es kam so, wie die Forscherin es vermutet hatte: Selfies machen nur dem Hauptdarsteller Spaß. Aber wieso?

Jeder will sich in der Öffentlichkeit vorteilhaft darstellen. Selfies seien gutes Marketing für Self-Promoter. Aber auch Selbstverliebte hätten ihre Freude daran, sagt Sarah Diefenbach. Manche sehen ihre Selfies als selbstironisch und witzig an – aber die Anderen erkennen in ihnen oft nur die Selbstverliebtheit. Und diese Selbstdarstellung wird häufig mit Narzissmus assoziiert. Es liegt also ein grundlegendes Missverständnis vor. Daher sollte man sich, bevor man ein Foto postet, immer fragen, ob die Follower das Bild anders sehen könnten als wir.

Andererseits: Sind Selfies nicht ohnehin aus der Mode gekommen? Inzwischen laden die meisten laut einer anderen Studie nur noch höchstens einmal im Monat ein Selfie hoch. Anscheinend haben wir doch irgendwie mitbekommen, was die anderen über uns denken. Zoë Bert



Schön, sich zu sehen: Der bayerische Finanzminister Markus Söder (CSU) im Inselfdom auf Herrenchiemsee, mit einer Sambagruppe in Coburg und mit Ehefrau Karin in Bayreuth.



PRINTS À LA PHARRELL

Wenn Pharrell Williams in Textilien macht, dann geht das nicht ohne Subtext ab. Für G-Star hat er das Modell Elwood mit 25 verschiedenen Drucken versehen: Camouflage-, Chinoiseries-, Regimentstreifen-, Tartan-, Aloha-, Schach-, Maya-, Gefängnisstreifen- oder auch Prince-of-Wales-Mustern. Wenn man sie alle zusammendenkt, sagt der amerikanische Popstar, dann reißt man sie gleichzeitig aus dem historischen Kontext, in dem der Print einst seine eingetragene Bedeutung hatte. „Man kann sich einen Druck danach aussuchen, ob er zur Identität oder zur Laune passt“, sagt Pharrell Williams („Happy“), der seit einem Jahr einen Anteil in ungenannter Höhe an der im Jahr 1989 gegründeten niederländischen Jeans-Marke hält und dort die Berufsbezeichnung „Head of Imagination“ hat. Die Drucke der „Ellwood x25“ stechen schon deshalb heraus, weil sie eine 3D-Hose ist, wie man an den Fotos oben leicht erkennt. In anderen Dimensionen hält sich auch der Sänger gerne auf. Da ist man fast erleichtert, dass man diese Textilien auch ohne Subtext tragen kann. (kai.)

FOTOS: REINATE SEIBENHAR / ESTATE PIETRO DONZELLI (2), DPA (2), ILLUSTRIER: HERSTELLER ©



SITZSYSTEM FREEMAN | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56

Minotti M Ü N C H E N BY EGEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.

PLZ 01/12/31/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE

PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

Minotti

MINOTTI.COM



Josef Hader, der 1962 in Oberösterreich geboren wurde und in Wien lebt, ist Kabarettist, Schauspieler und Autor. Bekannt wurde er unter anderem durch den Film „Komm, süßer Tod“ (2000).

„Zu dem Kasperltheater gehört der Kritiker“

Josef Hader über radikale Kabarett-Programme, Vorbilder von Woody Allen bis Dieter Hildebrandt, schlechte Schauspieler und seinen neuen Film „Wilde Maus“

Interview Timo Frasch, Fotos Rainer Wohlfahrt

Herr Hader, angenommen, wir hätten uns heute nicht zum Interview hier in Karlsruhe getroffen. Was hätten Sie dann gemacht?

Ich wäre mit meinem Techniker zum Mittagessen nach Freiburg gefahren. Da trete ich heute Abend auf. Die Stadt ist schön. Als Jugendlicher durfte ich zwei Mal hin, weil ich einen Aufsatzwettbewerb gewonnen hatte, unter anderem zum Thema österreichische und deutsche Vergangenheitsbewältigung nach dem Zweiten Weltkrieg. In Freiburg geht man gern spazieren. Man schaut dort gern herum.

Im Unterschied zu Karlsruhe?

Da ist die Innenstadt auch schön. Da war ich gestern und hab' Text memoriert für den Auftritt am Abend. Ich hatte ja zuvor drei Monate lang keine Vorstellung mehr gespielt. Da ist es notwendig, dass man vorher den Text hört.

Aufnahmen vom eigenen Programm?

Genau, und zwar immer die letzten. Es bringt nichts, das Programm von vor fünf Jahren anzuhören, denn es entwickelt sich immer ein bisschen weiter.

Sind Sie dann mit dem Kopfhörer durch Karlsruhe gelaufen?

Ich bin nochmal das Programm durchgegangen. Ich bin also murrend durch die Stadt gelaufen.

Haben Ihnen die frühen Aufsätze geholfen, bei den Eltern Verständnis für Ihren künstlerischen Weg zu wecken?

Meinen Eltern war wichtig, dass man in der Schule vorangekommen ist. Die anderen Dinge, dass ich Redakteur der Schülerzeitung war, dass ich Theater gespielt habe, wurden wohlwollend, aber als Hobby betrachtet. Als ich dann beschloss, Kabarettist zu werden, war das für meine Eltern nicht leicht. Sie waren Bauern, Nachkriegsgeneration. Und sie hatten die nicht ganz weltfremde Ansicht, dass es bei vielen Künstlern schwierig ist mit dem Geld.

Bei Ihnen hat es gut geklappt.

Ich kann mich noch gut erinnern, als ich meine radikaleren Programme gespielt habe, in der Nähe von meinem Heimatort, da waren dann ein paar Leute vom Kirchenchor in der Vorstellung. Als die danach meiner Mutter vorgehalten haben, was ich für schlimme Dinge auf der Bühne veranstalte, hat sie ganz kühl gesagt: Er verdient ein recht gutes Geld damit.

Wenn Sie heute mit dem Auto in die Heimat fahren, ertappen Sie sich dann manchmal bei dem Gedanken, jetzt kehrt der große Sohn des Dorfs nach Hause zurück?

Ich komme ja nie ins Dorf nach Hause, sondern immer nur auf unseren Bauernhof, den heute mein jüngerer Bruder betreibt.

Der Hof steht allein?

Ja. Das hat das Selbstverständnis meiner Familie nachhaltig geprägt. Wir hätten alles dafür getan, um nicht im Dorf wohnen zu müssen, weil wir nicht haben wollten, dass uns andauernd wer auf die Finger schaut. Die einzige Alternative dazu ist für mich die Großstadt, Wien, da kann man genauso unbeachtet sein wie auf einem einzelnen Bauernhof.

Kennen Sie ein Gefühl der Genugtuung, etwa gegenüber Ihren früheren Mitschülern, von denen Sie im Kindesalter verbannt wurden?

Nein, nein, mit denen bin ich schon lange gut. Das war ja nicht ihr Problem, das war meines, dass ich von einem Einzelhof gekommen bin und mit Gleichaltrigen überhaupt nicht sozialisiert war.

Was hatte das für Auswirkungen?

Wahrscheinlich habe ich gepetzt. Da kriegt man dann halt eins auf die Mütze.

Dass die Verwandtschaft in Ihren Programmen vorkommt, wurde das auf Familienfeiern mal problematisiert?

Das war ja vor allem ein Programm: „Privat“. Da war ich mit 32 schon fast zehn Jahre hauptberuflich Kabarettist – und die Familie einiges gewohnt.



Seit Donnerstag im Kino: Josef Hader (rechts) in „Wilde Maus“

In „Privat“ erzählen Sie aus Ihrem Leben, die Geschichten beginnen in der Realität und drehen dann völlig ab. Ich habe versucht, mit jedem Programm etwas stilistisch ganz Neues zu machen. Bei „Privat“ wollte ich zur Urform des Theaters zurück: zum Geschichtenerzähler, der ein phantastisches Lügengebäude errichtet. Jonathan Swift und Grimmshausen haben da auch Pate gestanden.

Sie erzählen, wie Sie auf dem Ast, der Ödön von Horváth in Paris erschlagen haben soll, zum Mond fliegen. Waren Sie erstaunt, dass die Menschen im Publikum bereit sind, sich auf so etwas einzulassen?

Ich hätte mich nie getraut, so weit ins Absurde zu gehen, wenn ich nicht vorher zufällig in einem Wiener Plattenladen ein Doppelalbum gekauft hätte: Woody Allen, Standup, Las Vegas 1968. Ich war überrascht, wie sophisticated das ist und wie es trotzdem funktioniert – vor einem unterhaltungsüchtigen Publikum in Las Vegas.

Warum hat es funktioniert?

Eine Geschichte, eine wirkliche Geschichte, hat eine wahnsinnige Kraft. Ihr Sog ist viel stärker als der von dicht hintereinander erzählten Pointen.

In Ihren Programmen tauchen immer wieder auch Personen der Geistesgeschichte auf, Sokrates etwa. Wie viel davon kann man bringen, ohne dass sich die Leute zu dumm vorkommen?

Diese Erfahrung erwirbt man sich. Es ist wie bei einem Koch, der, wenn er täglich kocht, ein Gefühl dafür bekommt, wie viel Schärfe die Speisen und die Gäste vertragen. Es gibt Vorstellungen, da merkt man aufgrund der Reaktionen im Publikum: Hier kann ich noch weitergehen. Andererseits bemühe ich mich zum Beispiel in der Mehrzweckhalle von Amstetten, mein Programm so zu spielen, dass es auch Leute ohne kanonische Bildung verstehen können. Ich wollte nie für einen auserlesenen Club Kabarett machen. Das war mir immer verdächtig. Ich glaube auch, dass man komplizierte Sachverhalte so bringen kann, dass sie jeder versteht.

Sie wünschen sich also nicht unbedingt ein kunstsinniges Publikum?

Wenn man in Wien Kabarett macht, wird man früh konfrontiert mit einer sehr klar umrissenen Feuilleton-Hochkultur. Gegen die entwickelt man eine gesunde Portion Trotz. Und man erfreut sich daran, Dinge zu vermischen, die für einen gestandenen Vertreter der Hochkultur nicht vermischt gehören.

Der von Ihnen geschätzte Thomas Bernhard hat sich über die Wiener Hochkultur lustig gemacht und ein gewisses Faible für die sogenannten einfachen Leute entwickelt.

Am besten gefällt mir die Geschichte, in der ein Wirt mit Anerkennung über Bernhard spricht und sagt: guter Kunde, hat immer alles gegessen, am liebsten Hausmannskost. Und die Bücher? Sagt der Wirt: Eines davon habe er gelesen und dem Bernhard danach gesagt, dass er es nicht verstehe. Bernhard habe erwidert, es sei auch nicht für Leute wie ihn geschrieben.

Der Titelheld in Bernhards Erzählung „Wittgensteins Neffe“ war einst in Wien dafür bekannt, dass in der Oper alle Besucher auf ihn schauten, ob er klatscht oder ob er buht – entsprechend klatschten sie oder buhten. Gibt es solche Leute noch?

Ich glaube, die Bedeutung dieser Multiplikatoren, in Wien wie anderswo, ist im Laufe der vergangenen Jahrzehnte immer geringer geworden. Als ich ein junger Kabarettist war, waren Kritiken in bestimmten Zeitungen von bestimmten Kritikerpersönlichkeiten etwas ganz Entscheidendes. Die Kritiker heute meinen zwar oft, es sei noch immer so, was in gewisser Weise rührend ist. Aber gerade für meine jungen Kollegen sind die sozialen Netzwerke viel wichtiger.

Finden Sie das bedauerlich?

Es ist halt so, dass sich die Menschheit ständig von vielen Dingen verabschiedet. Auch dazu habe ich eine Lieblingsgeschichte. Als der Wiener Autor Friedrich Torberg, der Anhänger des schönen Fußballs war, 1954 in der Schweiz sah, wie die zweckorientierten Deutschen gegen die spielerisch überlegenen Ungarn den WM-Titel holten, sagte er: „Das ist das Ende der Poesie im Fußball.“ Darauf erwiderte ein Herr neben ihm: „Übertreiben Sie nicht, das ist bestenfalls das Ende des Hexameters im Fußball.“

Ist es gut fürs Kabarett, wenn sich die Welt im Umbruch befindet?

Wirklich gutes Kabarett ist unabhängig von dem, was passiert. Die Kabarettisten, zu denen ich in meiner Jugend aufgeschaut habe, Gerhard Polt, Sigi Zimmerschied oder Dieter Hildebrandt und Werner Schnyder, das sind Leute, die in einer Zeit ihren künstlerischen Höhepunkt hatten, die wir heute als vergleichsweise ruhig empfinden. Trotzdem war das großartige Kabarett. Man wünschte sich, dass Dieter Hildebrandt noch am Leben wäre und uns etwas dazu sagen würde, was hier vor sich geht.

Sie haben öfter Ihr Missfallen ausgedrückt, wenn Kabarettisten populistisch sind, als Bescheidwiser auftreten, sich stets auf der richtigen Seite wähnen. Aber war nicht auch Hildebrandt ein Vertreter dieser Spezies?

Man wusste bei ihm immer, welche Haltung er einnimmt. Das bedeutete aber nicht, dass er die Partei, die seine Haltung vertrat, geschont hätte – er hat sie am härtesten angefasst. Als Gymnasiast hatte ich das Glück, im Fernsehen ein Schnyder-Hildebrandt-Programm zu sehen. Ich saß da wie das Kaninchen vor der Schlange. Das war kein Bescheidwissen, das war ein Nachdenken vor Publikum. Schnyder hat messerscharf Theorien entwickelt, und Hildebrandt stand daneben und hat ein paar ganz einfache Sätze gesagt . . .

. . . *die Schnyder den Wind aus den Segeln nahmen.* Man hatte den Eindruck, dass die beiden sich gegenseitig zu Überlegungen trieben, auf die sie allein nie gekommen wären. Für mich ist das noch immer die glücklichste Partnerschaft, die ich im klassisch-politischen Kabarett kenne.

Hildebrandt hat Ihnen mal vorgeworfen, Sie hätten mit Ihrem Programm „Bunter Abend“ das Kabarett als solches vernichtet. Nachdem ich das Programm in der Münchner Lach und Schieß gespielt hatte, redeten wir darüber, wie unterschiedlich man unser Gewerbe betreiben kann. Es war eine lange, schöne Nacht mit viel Rotwein.

Er war Ihnen nicht böse? Überhaupt nicht. Dieter meinte nur, dass, wenn ich mich selbst ernst nähme, ich im Grunde aufhören müsste. Aber wir nahmen uns dann im Lauf dieser Nacht beide nicht so ernst.

Sie haben mal gesagt: „Ich möchte gern ein wilder Hund sein – und trotzdem gelobt werden.“ Ist das kabarettistischer Populismus 2.0? Der Satz beschreibt die Schizophrenie meiner Profession: dass man es den Leuten um keinen Preis der Welt recht machen will und es ihnen gerade damit recht macht. Früher sind die Leute aus meinen Programmen rausgelaufen, weil sie noch nicht wussten, was sie bei mir erwarteten. Heute läuft niemand mehr raus, denn zu mir kommen nur die Leute, die wissen, was sie erwartet.

In dem Film „Vor der Morgenröte“ spielen Sie Stefan Zweig zur Zeit des Nationalsozialismus. In seinem brasilianischen Exil wird er zu einer Stellungnahme gegen Hitler aufgefordert. Er verweigert sich mit den Worten: „Jede Widerstandsgeste ohne Risiko ist nichts als Geltungssucht.“ Das ist ein großer, wahrer Satz, der immer noch gilt – Gott sei Dank nicht mehr unter so dramatischen Umständen. Aber er gilt, und zwar, so glaube ich, in dem Sinne, dass wir Künstler mit unseren politischen Äußerungen sehr sorgsam umgehen und uns nur an entscheidenden Weggabelungen zu Wort melden sollten. Bei ständigen Interventionen verblasst unsere Wirkung. Außerdem ist es vollkommen witzlos, wenn man sich – zum Beispiel bei Demonstrationen – vor vielen Leuten, die genau dieselbe Meinung haben wie man selbst, politisch äußert und dann auch noch Beifall dafür bekommt.

Im Rennen um die österreichische Präsidentschaft zwischen dem FPÖ-Kandidaten Norbert Hofer und dem Grünen Alexander Van der Bellen haben Sie sich für Letzteren ausgesprochen. Das war so eine Weggabelung.

Vor ein paar Jahren haben Sie in einem Essay die Politiker kritisiert. Sie seien Sekretäre, ohne Visionen, ohne Ideen.

„Zu dem Kasperltheater gehört der Kritiker“

Ich bin aufgewachsen mit Bruno Kreisky, Willy Brandt und Helmut Schmidt. Die hatten ein anderes Format als die heutigen Politiker.

Haben Sie eine Erklärung dafür?

Durch gewaltige Zäsuren wie den Zusammenbruch nach dem Zweiten Weltkrieg kommen vielleicht buntere, interessantere Leute an die Spitze als heutzutage durch die Ochsentour in einem Parteienapparat.

Könnte man nicht auch Donald Trump in diesem Sinne als bunt bezeichnen?

Der Gedanke widerstrebt mir, aber er ist interessant. Was Trump mit den Genannten womöglich gemeinsam hat, ist seine völlige Unbekümmertheit darüber, wie seine Standpunkte ankommen, und die Festigkeit, mit der er sie vertritt. Das ändert aber nichts daran, dass sie narzisstisch und kurzsichtig sind.

Was sagt seine Wahl über den Zustand der Demokratie? Wenn man den ungeeignetsten Menschen zum Präsidenten wählt, nur weil er glaubwürdig ist, dann merkt man, wie sehr die Glaubwürdigkeit des Systems erschüttert ist.

Hat nicht gerade das Kabarett dazu beigetragen? Es gibt natürlich eine sehr oberflächliche Art von Kabarett, in der es pauschal und billig gegen „die da oben“ geht. Aber es gibt auch ein politisches Kabarett, das sich gerade wieder auf seine Urform besinnt. Was die Kollegen von der ZDF-Sendung „Die Anstalt“ machen, kann man kontrovers diskutieren. Das wird auch getan. Trotzdem gefällt es mir sehr gut – oder deswegen.

Max Uthoff und Claus von Wagner. Die könnten sich wunderbar gefahrlos auf ein Podest stellen und es allen recht machen. Das tun sie aber nicht, sie begeben sich in den Nahkampf, in die Recherche. Was dabei herauskommt, ist natürlich nicht immer ganz gerecht, aber Wurzel und Wesen unseres Berufs. Ich glaube, dass sie dem, was Dieter Hildebrandt im Adenauer-Staat gemacht hat, näher sind als wir alle.

Was, wenn es sich bei den beiden um Marxisten handelt? Ich glaube, man muss kein Marxist sein, um mit Fug und Recht zu sagen, dass unser jetziges System in eine Riesenkatastrophe führt. Wenn man es pervers nennt, wie viel manche Menschen verdienen und wie wenig andere – und wenn man das nicht wie ein evangelischer Pastor macht, sondern mit vollem Angriff gegen die Institutionen, dann ist das unter Umständen gar nicht marxistisch, sondern grundvernünftig.

Sie haben in Interviews mehrfach einen Artikel aus der „Süddeutschen“ erwähnt, in dem 1987 ein Auftritt von Ihnen in der Münchner Lach- und Schießgesellschaft kritisch besprochen wurde. Wissen Sie noch, wer der Autor war?



Als scheiternder Georg: Josef Hader in „Wilde Maus“

Natürlich, Wolfgang Höbel. Ich hab’ ihn danach mehrfach getroffen. Als er später mein Programm „Bunter Abend“ sehr gut besprochen hatte und ein Interview wollte, hab’ ich ihn gebeten, den alten Verriss mitzubringen. Ich hatte ihn damals nach drei Tagen Magenweh weggeworfen.

Höbel nannte Sie einen „Spitzenklöppler des linken Bewusstseins“, der seine Profession mühsam erlernt habe und sich auf der Bühne abrackere.

Kollegen sind danach auf mich zugekommen und haben mir erzählt, was für ein Trottel der Höbel ist. Das war nett gemeint. Ich wusste aber leider, dass er mit manchem recht hatte.

In Ihrem Film „Wilde Maus“, dem ersten, bei dem Sie auch Regie führen, spielen Sie nun selbst einen Feuilletonisten, einen Musikkritiker. Nach einer vernichtenden Kritik wird sein Auto von dem vernichteten Musiker zu Schrott geschlagen. Können Sie als Künstler solche Wut nachvollziehen? Nein – und zwar deswegen nicht, weil für mich der Kritiker zu dem ganzen Kasperltheater dazugehört. Er ist für mich keine Instanz, sondern Teil des Ganzen.

Das ist Ihr Trick, um der Kritik die Härte zu nehmen. Mag sein – es entspricht aber auch meiner Wahrnehmung als Leser. Wenn man in den achtziger Jahren im „Profil“ eine Kritik von Sigrid Löffler über eine Vorstellung im Theater in der Josefstadt mit Otto Schenk gelesen hat, dann wusste man von vornherein, es wird eine planmäßige Vernichtung. Als Leser dachte ich mir damals: Das interessiert mich jetzt, wie sie diesmal wieder den Schenk vernichtet.

Haben Sie sich daran erfreut?

Ja, aber ich habe es nicht besonders ernst genommen. Für mich war’s eine Art Schaukampf. Das war natürlich einfach für mich, das so zu sehen, denn ich war ja nicht Otto Schenk.

Auch Ihr Musikkritiker im Film ist berühmt für seine Vernichtungen. Da drängt sich der Verdacht auf, dass sich die Kritik nicht mehr am Gegenstand orientiert, sondern den Ruhm des Kritikers zu mehren hat.

Das kann man Kabarettisten genauso vorwerfen wie Kritikern, eigentlich überhaupt allen Menschen. Das gehört zu unseren Schwächen. Wenn der Kritiker nicht aus einer unfehlbar göttlichen Position heraus vernichtet, sondern offenlegt, in welcher Ecke er steht, dann ist das in Ordnung, dann bedeutet Offenlegung Relativierung der Vernichtung. So wie es Frau Löffler gegenüber dem Theater in der Josefstadt gemacht hat: Das war für sie eben langweiliges bürgerliches Theater, da war alles schlecht, und bei Claus Peymann im Burgtheater war alles gut. Da hatte man aber wenigstens die Chance zu sagen: Okay, Frau Löffler, Sie stehen in Ihrer Ecke und sehen das so, wir sehen es aber anders.

In welcher Ecke standen Sie?

Ich war schon der Ansicht, dass es am Burgtheater auch ausgezeichnetes Theater gegeben hat, bevor Peymann in die Stadt gekommen ist. Das durfte man damals in bestimmten Kreisen gar nicht laut sagen. Eine der für mich prägendsten Theateraufführungen, Ende der siebziger Jahre, da war ich noch Gymnasiast, war Gorkis „Sommergäste“ am Burgtheater. In der Hauptrolle des versoffenen Ehemanns ein deutscher Schauspieler namens Norbert Kappen. So etwas Unvirtuoses, In-die-Figur-Hineinkriechendes, habe ich danach nie wieder gesehen, schon gar nicht bei den Peymann-Schauspielern. Die waren unglaublich virtuos, so was kann schnell langweilig werden.

Sie meinen virtuos negativ?

Wenn ich etwas hasse, dann Virtuosität um der Virtuosität willen.

Wenn der Schauspieler seine Kunstfertigkeit zu offensichtlich ausstellt?

Wenn er mit dem Körper Klavier spielt. Das ist jetzt ungerecht gegen alle guten Pianisten, aber ich weiß keinen besseren Ausdruck dafür.

Es gibt in „Wilde Maus“ folgende schöne Szene: Der arrivierte Musikkritiker wurde vom Chefredakteur entlassen. Nach der



„Ich hab’ ganz sicher einen Minderwertigkeitskomplex als Schauspieler“: Josef Hader tritt trotzdem gern aus seiner Rolle als Kabarettist heraus – zum Beispiel im Interview in Karlsruhe.

Aufführung eines Streichquartetts, die er privat besucht hat, trifft er zufällig seine musikalisch eher unbeleckte Nachfolgerin, die versucht, ein Urteil aus ihm herauszukitzeln. Wird im Kulturjournalismus so gearbeitet?

Die Frage für mich als Drehbuchautor war: Wie bekomme ich meine Hauptfigur, den entlassenen Musikkritiker, dazu, dass er wütend genug wird, um seine erste Sachbeschädigung zu machen? Die meisten von uns haben noch nie ein Auto zerkratzt, weil man doch Angst hat, es könnte einen wer sehen und anzeigen. Ich habe mir dann gedacht, es muss etwas mit seiner Liebe zur Musik zu tun haben, damit, dass er geradezu tödlich empört ist, wenn er merkt, dass seine Arbeit dem Chefredakteur so wenig bedeutet, dass er wen völlig Ahnungslosen zu so einem großartigen Konzert schickt. Als Musik für diese Stelle habe ich extra einen Schubert-Variationssatz genommen, der vom Schönen ins Aggressive geht.

Was bedeutet Ihnen selbst die Musik?

Ich verdanke ihr große Glücksmomente. Ich liebe Klassik. Wenn ich nur einen großen Komponisten nennen dürfte, dann wär’s Beethoven. Vielleicht wegen der ständigen Abfolge von Schönheit und Furchtbarkeiten.

Kommt er damit der menschlichen Existenz, wie Sie sie sehen, am nächsten? Wahrscheinlich ist das so.

Gerhard Polt hat mal gesagt, es passiere ganz schnell, dass ein eigentlich anständiger Mensch ins Bodenlose kippt. Polt hat eine völlig ideologiefreie Faszination für alles, was der Mensch hervorbringt. Das find’ ich schön, und das verbindet uns.

Sie sind mit ihm befreundet?

Es ist eine spezielle Form von Freundschaft, die Art, bei der man sich oft lange nicht sieht und dann, wenn man sich trifft, doch vorbehaltlos über alles reden kann, ohne die geringste Verstellung. Ich könnte ihm alles sagen, was mich bewegt, und ich denke, bei ihm ist es genauso.

Würden Sie es sogar riskieren, mit ihm über unverwirklichte Ideen zu sprechen? Jederzeit. Wobei der Gerhard jemand ist, der lieber darüber redet, wie das Bier schmeckt und das Essen, wie

das Wetter wird und wie es in Italien ist. Wenn wir zusammen sind, reden wir über alles lieber als über unsere Arbeit.

Ihr Kollege Christian Ehring hat bei der Feier zum 60. Jubiläum der Lach- und Schießgesellschaft gesagt, Sie genössen in Ihrer Zunft quasi uneingeschränkte Beliebtheit. In Österreich nicht. In Deutschland schon eher, weil ich für niemanden eine Konkurrenz darstelle, denn ich bin eben der Österreicher, der ab und zu in den Norden kommt, eine ganz eigene Form hat, auch nie in Konkurrenz tritt um irgendwas. Generell gibt es unter Solo-Kabarettisten viel weniger Konkurrenz als zum Beispiel unter Schauspielern, denn die konkurrieren manchmal wirklich um dasselbe. Im Kabarett hat der Neid diese gute Größe, die einen antreibt, aber Freundschaft nicht verhindert.

In Ihrem Programm „Hader muss weg“ sagt jemand zu Josef Hader, er sei unter den Kabarettisten der beste Schauspieler. Hader fühlt sich unheimlich geschmeichelt. Wie viel Wahrheit steckt darin? Viel. Ich hab’ ganz sicher einen Minderwertigkeitskomplex als Schauspieler. Wenn mir einer sagt, ich sei ein guter Schauspieler, dann ist mir das ganz wichtig.

Ist es für jemanden, den das Publikum als Kabarettisten kennt, schwierig, ernst genommen zu werden, wenn er, wie Sie im Film „Ein halbes Leben“, einen Vergewaltiger spielt? Das glaub’ ich nicht. Das ist zum großen Teil ein ganz anderes Publikum. Und wenn man gut spielt . . .

Benjamin von Stuckrad-Barre hat über Harald Schmidt geschrieben, dieser habe in der Schauspielerei versagt, „weil er sich niemals komplett hineinwirft, immer mit Ironie absichert“. Ich habe den Film gesehen, den der Helmut Dietl mit ihm gemacht hat, „Late Show“, da hatte ich dieses Gefühl nicht. Später, in „Zettl“, schon eher, aber das lag an der überhitzten Stimmung des ganzen Films, da waren alle ein wenig zu ironisch. Ich halte Schmidt für einen hervorragenden Filmschauspieler.

Spätens nach der Höbel-Kritik haben Sie sich als Kabarettist vom Bescheidwissen verabschiedet und den Zweifel in Ihre Programme kriechen lassen. Hat Ihnen das geholfen, ein guter Schauspieler zu werden?

Zumindest glaube ich, dass eine wertende Haltung zu allem und jedem einem als Schauspieler im Weg steht.

Von Ihnen stammt der Satz: „Ich muss, wenn ich eine Rolle spiele, diese Rolle verteidigen, ich muss an sie glauben, ich muss, selbst wenn ich jemanden spiele, der total schlimme Dinge macht, versuchen, diese Figur zu verteidigen, sonst kann ich sie nicht gut spielen.“ Das wird Ihnen jeder Schauspieler sagen. Wenn Schauspieler sich im Spielen von ihrer Figur distanzieren, sich quasi im Geist neben sie stellen und sagen: Schau her, so ist der oder die, dann hat es keinen Sinn.

Beschreiben Sie nicht gerade Brechts Vorstellung vom Theater? Die muss man im zeitlichen Zusammenhang sehen. Wenn jemand wie Bertolt Brecht erlebt hat, wie die Kunst, die Literatur, das Theater versagt angesichts einer totalitären Bedrohung, dann kann man zwingend auf die Idee kommen, dass eine andere Art von Theater nötig ist. Aber auch Brecht konnte nicht verhindern, dass, wenn ein Schauspieler auf der Bühne steht, er immer auch er selbst ist und nicht nur jemand, der auf etwas anderes verweist. Ich bin kein Theaterwissenschaftler, aber ich wage mal die verwegene Vermutung, dass das Theater von Brecht auch deswegen so gut funktioniert hat, weil seine Theorie nicht so gut funktioniert hat.

Sie erwähnen in Ihrem Best-of-Programm, mit dem Sie derzeit unterwegs sind, dass der Vater von Heinrich Himmler Griechisch-Lehrer war. Was sagt das über die Fähigkeit von Kultur, uns zu besseren Menschen zu machen? Sie wollen jetzt ein Schlusswort von mir, ich spüre das. Aber ich bin für Schlussworte so ungeeignet.

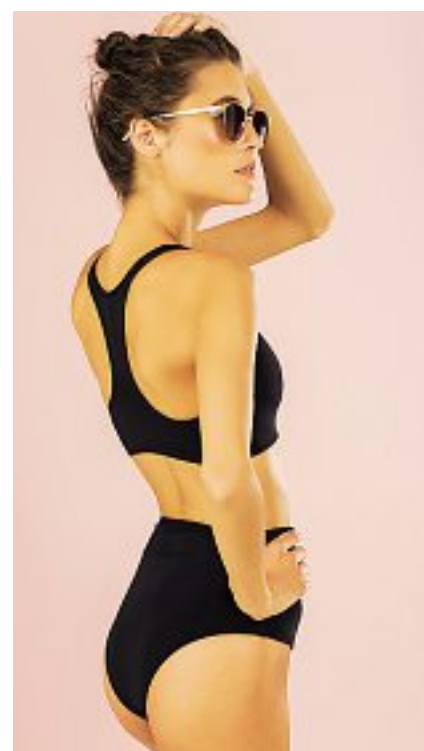
Ich hätte schon noch ein paar Fragen.

Wir haben das mit dem Himmler und seinem Vater in meinem Internat im Altgriechisch-Unterricht durchgenommen. Sonst wüsste ich es gar nicht. Wir hatten einen ganz tollen Lehrer, der hat diese Frage gestellt, ob der Humanismus uns vor gar nichts schützen kann. Wir haben uns damals auch mit Sokrates beschäftigt, schon von daher wussten wir, dass man diese Frage eigentlich gar nicht beantworten kann. Weiter bin ich bis heute nicht gekommen.

Ich würde sagen, das passt als Schlusswort. Dann lassen wir’s so!



Dieses Shampoo (Artège) spaltet die Gesellschaft: Für die eine Hälfte, die mit schlechter Laune am Morgen, ist es nichts. Die andere Hälfte startet damit noch besser in den Tag.



Auch in diesem Sommer ist es unwahrscheinlich, dass sich der Badeanzug gegen den Bikini durchsetzen wird. Der sportliche Zweiteiler von Urchin Deep ist ein Kompromiss.

LATTECANO

Ist so sehr Latte Macchiato wie Americano, also schwarzer Kaffee. Super Mischung! Einfach das nächste Mal im Coffee Shop nach einem Lattecano fragen und abwarten, wie der Barista (mit Bart) reagiert. Ist er so up-to-date, wie es sein Look und der seines Ladens versprechen, serviert er daraufhin halb Kaffee, halb Latte.



Seit selbst der Inhalt von Bücherregalen kuratiert ist, steigt auch der Anspruch, überhaupt das passende Regal zu finden. Das Tylko kann jetzt jeder selbst entwerfen, also kuratieren.



Wie man das Gesicht reinigt – das schaut man sich am besten von den Japanern ab. Die Bürste (Bows & Arrows) ist zum Beispiel nur für die betreuung-intensive T-Zone.



Atelier NA zaubert in Sekunden einen maßgeschneiderten Anzug auf den Leib. Echt! (Jetzt auch in Berlin und Düsseldorf.)



Wer öfter selbstgemachte Marmelade geschenkt bekommt und sich nie mit selbstgemachter Marmelade bedanken kann, weil die eh nicht schmecken würde, darf Gisela Gerhardt (Natusana) vertrauen. Ihre Konfitüren und Chutneys gibt es nicht in jedem Feinkosthandel, geschweige denn in jedem Supermarkt. Sie sind ja selbstgemacht.



Eigentlich naheliegend: Jeans von Muji, dem Spezialisten für ein möglichst simples Leben, dem es trotzdem an nichts fehlt. Also gibt es jetzt auch Jeans von Muji.

OF7

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Neues Frühjahr, neuer Beauty-Drink. Kokoswasser? Birkenwasser? Alles von gestern. Beyoncé weiß, warum sie in WTRMLN WTR investiert – also nicht nur Wassermelonen-Wasser trinkt, sondern wirklich Geld fließen lässt.



Die deutsch-peruanischen Beziehungen werden mit Initiativen wie der des Labels R.eh, das zwischen beiden Ländern schöne Mode entwirft, zumindest nicht schlechter.



Die Flüssigseife von Elasan hat zwei Vorteile: Weil sie für Kinder ist, bekommt man Kinder vielleicht eher dazu, sich die Hände zu waschen. Und weil sie nicht so aussieht, als sei sie für Kinder, können auch Erwachsene sie im Badezimmer ertragen.

DREI DINGE AUF EINMAL

... machen Frauen mit links, und eine vierte Aufgabe lösen sie noch mit rechts. Selbstverständlich sind Frauen die besseren Multitaskerinnen. Blöderweise angeblich nur, bis sie in die Wechseljahre kommen. Das belegt eine Studie der Zürcher Universitätsklinik Balgrist. Die Probanden mussten zugleich laufen und denken, für Frauen kein Problem – es sei denn, sie waren schon älter als 60 Jahre.



HERNO



Roter Lackmantel mit Cordkragen von Gucci, Parka in Schwarz von C.P. Company, Hose mit kontrastierender asiatischer Musterung von Gucci, Sneakers aus Samt von Ermenegildo Zegna Couture.



Schwarze Jacke von Herno, einreihiges gestreiftes Jackett mit Punkten von Etro, schwarze Hose von C.P. Company, Rucksack aus der „i Collection“ von BMW, weiße Laufschuhe mit Logo von AMI Paris.

HIGH LINE

Laufen, hängen, springen: Vor der Silhouette Frankfurts dürfen sich unsere Männermodels mal anders bewegen. Und siehe da: Die neue Männermode hält ein bisschen was aus.

*Fotos Helmut Fricke
Styling Markus Ebner*



Alpha: einreihiges Jackett mit diagonalen Signalstreifen an den Ärmeln von Dior Homme, Daunenweste in Dunkelblau von Brunello Cucinelli, Jeans von Damir Doma, weiße Sneakers mit Akzenten in Orange von Santoni; Caspar: Parka in Waldgrün mit dunkelblauen und beigefarbenen Akzenten von Dior Homme, kragenloses weißes Hemd von Pal Zileri, sandfarbene Anzughose von Brunello Cucinelli, Sneaker mit Klettverschluss von 22/4_Hommes; Johannes: Jacquard-Jacke mit Reißverschluss von 22/4_Hommes, Haremshose von Farang Clothing.



Zweireihiges sandfarbenes Jackett und weicher Rundhals-Pullover, beides von Bottega Veneta, schwarze Anzughose von Dolce & Gabbana.

HIGH
LINE



Gestreifter Anzug aus Seide von Giorgio Armani, bordeauxroter Pullover mit V-Ausschnitt von AMI Paris, weißes Rundhals-Shirt von Boss, dunkelbraune Leder-Espadrilles von Santoni.

Johannes: bestickter Baumwoll-Parka von Ports 1961, Daunenweste in Grau von Herno, Haremhose von Farang Clothing, weiße Laufschuhe von AMI Paris; Alpha: einreihige Jacke mit aufgesetzten Taschen und Ziernaht in Orange von Prada, Hose mit reflektierendem Hosenbein in Aquamarin von 22/4_Hommes, Sneaker in Schwarz mit weißer Sohle und gespannten Bändern von Dior Homme; Caspar: kurze Safarijacke von Michael Kors mit Pullover von Ports 1961, Hose mit Ziernaht in Orange von Prada, Schuhe mit Zebra-Muster von Dolce & Gabbana.



HIGH
LINE



Johannes: türkisgrünes Jackett und rostbraunes Hemd mit Reißverschluss, beide von Hermès, weite Siebenachtel-Anzughose in Schwarz von Dolce & Gabbana, braun-weiße Schnürschuhe von Bottega Veneta; Alpha: zweireihiger Anzug aus Wolle in Dunkelblau mit steigendem Revers und Abnähern am Hosenbein, graublaues Leinenhemd und schwarze Anzugschuhe aus Leder, alles von Ermenegildo Zegna Couture; Caspar: klassischer Anzug in Schwarz von Louis Vuitton; Pullover mit V-Ausschnitt von Boglioli; weißes T-Shirt mit aufgenähter grafischer Musterung von Boss; bemalte Sneaker von Dior Homme.

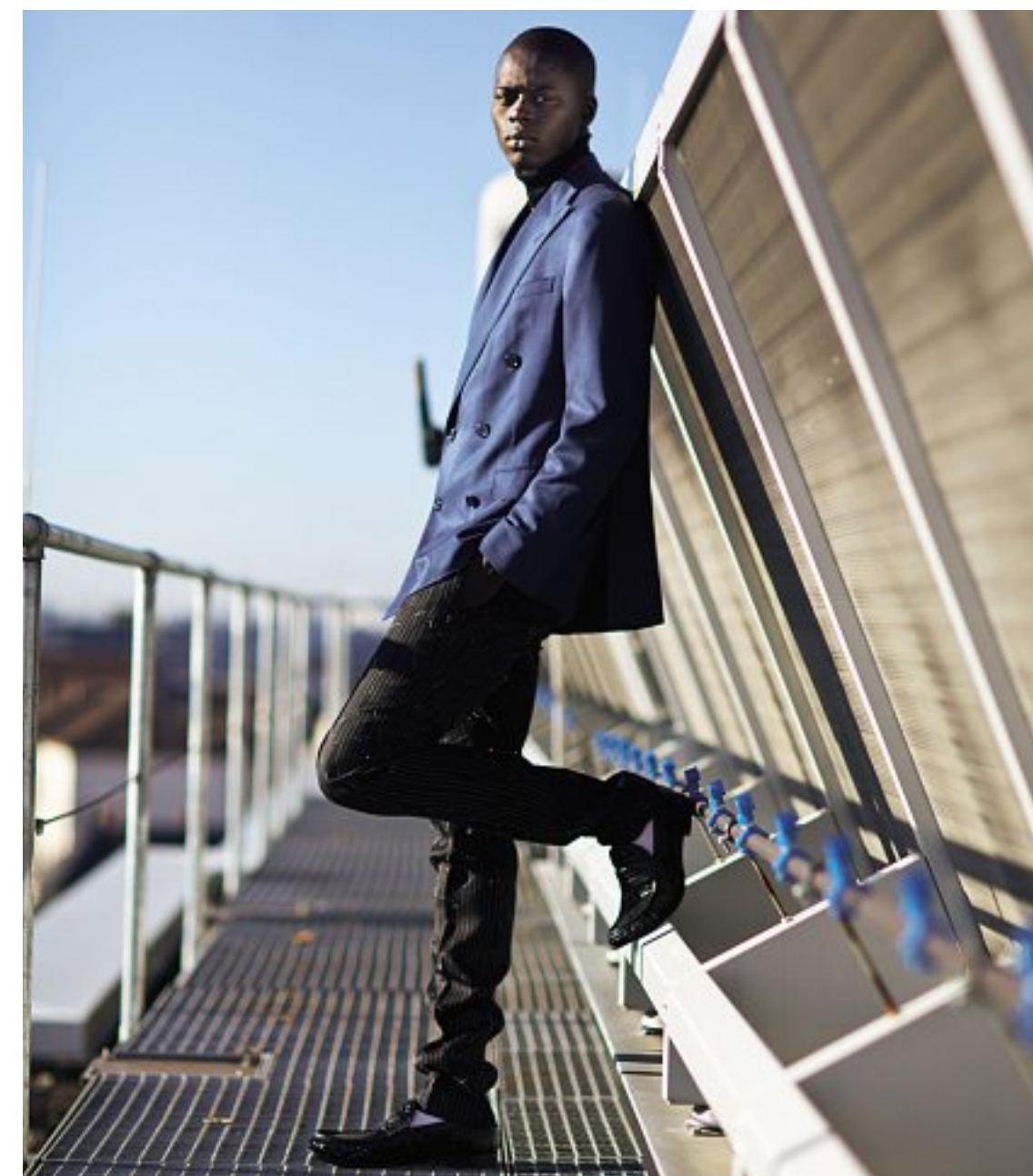


Alpha: Safari-Jacke mit aufgesetzten Taschen und diagonalem Reißverschluss an der Brust von Salvatore Ferragamo, Hemd mit Palmendruck von Tod's, Tie-Dye-Jeans von Gucci, Stiefel mit Bändern von Dior Homme; Caspar: großflächig kariert Trenchcoat von Boss, blau-weißes Poloshirt aus Baumwolle von Lacoste, Jogginghose mit Karomuster von Boglioli, Sneakers aus Glatteleder mit weißer Sohle von Hogan.

HIGH LINE

Fotograf: Helmut Fricke
Styling: Markus Ebner
Models: Johannes Krenzer, Alpha Dia (Marilyn), Caspar Oechsler (Marilyn)
Haare/Make-Up: Ute Hildenbeutel, Elena Becker
Styling-Assistenz: Evelyn Tye, Leonie Volk, Emanuela Potorti
Foto-Assistenz: Florian Siebeck

Fotografiert am 3. Dezember 2016 in Frankfurt.



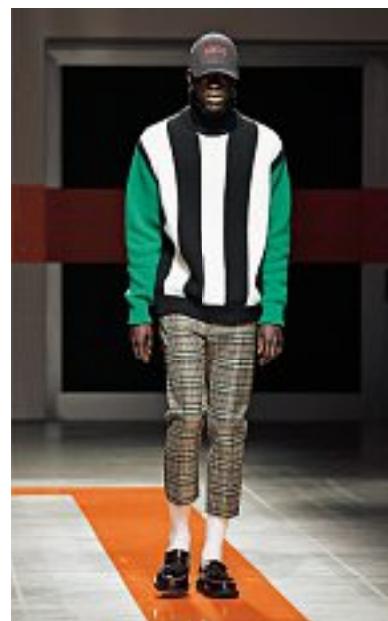
Zweireihiges Jackett mit steigendem Revers aus Seide von Ralph Lauren, Rollkragenpullover von Prada, Anzughose mit weißen Fäden von Dior Homme, schwarze Loafers in Glitzeroptik von Dolce & Gabbana.



21. Januar: Hermès



15. Januar: Prada



16. Januar: MSGM



19. Januar: Dries van Noten

α

Als wir unsere Modestrecke fotografierten, war Alpha Dia noch unbekannt. Dann wurde er plötzlich angefeindet. Das neue Jahr hat ihn schließlich zum Star gemacht.

Als man ihn endlich wieder erreicht, Ende Februar, kurz vor Redaktionsschluss, sitzt Alpha Dia im Bus von Berlin nach Hamburg. War er nicht gerade noch in New York? In Mailand? In Paris? In London? Ja, ja, ja, ja. Als Männermodell muss man flexibel sein. Da ist wirklich nichts dagegen zu sagen, dass ein junger Mann aus Hamburg, der von den ersten 55 Tagen des Jahres gerade einmal fünf Nächte im eigenen Bett geschlafen hat, jetzt auch mal wieder nach Hause fährt.

Vor Weihnachten hatten wir die Modestrecke für dieses Heft fotografiert. Alpha Dia reiste aus Hamburg an, wo auch seine Mutteragentur Modelwerk ihren Sitz hat. Er war schon für Prada auf dem Laufsteg und für Dolce & Gabbana. Er hatte schon für Kampagnen und für Editorials vor der Kamera gestanden. Aber bisher kannten ihn nur Freunde der Männermode, und wie viele gibt es davon schon, erst recht in Deutschland? Unser Chef-Stylist Markus Ebner hatte ihn gesucht und gebucht – und der Tag über den Dächern von Frankfurt verlief bei schönstem Wetter so schwerelos, wie man sich ein Shooting nur wünschen kann. Auf den vorherigen acht Seiten in diesem Heft ist es hoffentlich zu erahnen.

Kaum vier Wochen später sah die Welt schon wieder anders aus. Alpha Dia, der 1992 in Senegal geboren wurde und vor 14 Jahren nach Deutschland kam, muss sich auch im Alltag immer wieder rassistische Bemerkungen wegen seiner Hautfarbe anhören. Nun aber stand er plötzlich in der Tschechischen Republik inmitten eines Shitstorms. Er hatte für eine Lidl-Kampagne Modell gestanden. Jetzt wurde im Netz gegen ihn gehetzt, viele fürchteten Überfremdung, und einer sah gar „die Auslöschung der weißen Rasse“ heraufdämmern. Andere wiederum solidarisierten sich mit ihm, auch tschechische Minister, und er bekam sogar einen eigenen Eintrag im tschechischen Wikipedia, den er auf Facebook launig so kommentierte: „Früher meine Referate genau da kopiert und jetzt...“

Dabei erlebt er gerade in der Modeszene eine gegenläufige Bewegung. Die Klagen, dass asiatische und schwarze Models selten gebucht werden, nehmen langsam ab. „Auf den Laufstegen herrscht mehr Vielfalt als früher“, meint Alpha Dia. In Deutschland wird er zwar nicht so gut gebucht wie in Paris, New York oder Mailand. Aber das mag auch damit zusammenhängen, dass die großen Marken schwarze oder asiatische Models ungefähr proportional zum Anteil von Schwarzen oder Asiaten an der Bevölkerung des jeweiligen Landes einsetzen.

Mitte Januar begannen die Männermodewochen in Mailand. Schnell verflog Alpha Dias Sorge, die Modehäuser könnten ihm Kampagnenfotos für einen Discounter übelnehmen. Seine bisher erfolgreichste Saison begann. Zum dritten Mal in Folge ging er für Prada über den Laufsteg – und das heißt etwas, denn dort wechselt man die Models so schnell wie die Jacken. Außerdem Zegna, Neil Barrett, Dirk Bikkembergs, Off-White, Dries van Noten, MSGM, Hermès, Kenzo, und, und, und.

Besonders glücklich ist Alpha Dia, dass er ein Arbeitsvisum für New York bekam. So konnte er bei der ersten Raf-Simons-Schau in New York dabei sein. Und noch wichtiger: Die Raf-Simons-Premiere als Designer bei Calvin Klein war auch die Alpha-Dia-Premiere als Model bei Calvin Klein. Noch dazu hatte er ein „exclusive“, so etwas wie ein Gütezeichen: Er durfte in der Woche für keine andere Marke über den Laufsteg gehen. Alpha, der Anfang, bedeutete also mitten in dieser wunderbaren Saison auch Omega, das Ende. Aber die Schau geht weiter. *Alfons Kaiser*



15. Januar: Dirk Bikkembergs



19. Januar: Boris Bidjan Saberi



1. Februar: Raf Simons



10. Februar: Calvin Klein

FOTOS: AFP/4, HERSTELLER/3, AP, EPA

Desigual®

desigual.com

#aNEWdesigual



Damir Doma: In Deutschland spricht man nicht viel über Damir Doma. Warum eigentlich nicht? Denn er ist still und heimlich zu einem der wichtigsten deutschen Designer geworden. Seine Kollektionen werden von „vogue.com“ und „WWD“ besprochen. Und sein Name wird immer öfter genannt, wenn über neue Chefdesigner für vakante Top-Positionen spekuliert wird. Gelernt hat er bei Dirk Schönberger und Raf Simons in Antwerpen. Dann ging er nach Paris, um seine eigene Marke aufzubauen, schließlich nach Mailand. Oft kommt der aus Kroatien stammende Bayer zurück nach Traunstein, wo seine Mutter die Produktion der Kollektion leitet. Damir Doma ist Minimalist, aber nicht nach strenger Jil-Sander-Schule, sondern mit mehr Wärme. Der erste Look seiner Männerkollektion bringt es auf den Punkt. Eine hoch sitzende Nadelstreifenhose mit derbem Gürtel und ein fast auf den Boden reichender Mantel, kombiniert mit einem braunen Strickpullover. Dieser Designer versteht viel von Proportion und Silhouette, aber bleibt pur. Es ist ein irgendwie elegantes und zugleich verspieltes und doch auch auf den Vintage-Faktor setzendes Männerbild: Colorblocking mit Braun und Schwarz im Strick, kräftige Farben wie Orange, auf Brusthöhe angesetzte Verschlüsse statt Knöpfe. Wenn es so weitergeht mit Damir Doma, dann wird er doch noch zu dem deutschen Designer, über den alle sprechen – obwohl er sich fernab Berliner Modedesigns und Förderprogramme entwickelt. Oder vielleicht gerade deshalb.

MÄNNER VON MORGEN

Die Herrenmode ist in einer schwierigen Phase. Märkte brechen weg, Designer werden ausgetauscht, und keiner kennt die Richtung. Vielleicht wird es ja für Herbst und Winter besser? *Von Markus Ebner*

Louis Vuitton: Das Kronjuwel des LVMH-Konzerns, die Marke Louis Vuitton, arbeitet mit dem Straßenmodelabel Supreme zusammen. Damit ist, zumindest in der Männermode, klar, dass *high fashion* vor allem auf der Straße unterwegs sein will. Irgendwie war das keine Überraschung. Denn Designer Kim Jones macht gerne Kooperationen, aber bisher vor allem mit Künstlern wie den Chapman-Brüdern. Der Designer hat sich auch schon mit der Fußballmarke Umbro zusammengetan, als er noch für sein eigenes Label arbeitete. Die Zeichen der Zeit liest er jedenfalls besser als andere. So bringt er die Kleidungsstücke einer ganz neuen Zielgruppe näher. (Wenn schon Kering die Surfermarke Volcom hat, könnte sich LVMH übrigens Supreme gleich ganz einverleiben.) Die Kunstszene New Yorks in den Achtzigern hatte es dem Designer dieses Mal angetan. Das waren noch Zeiten, als Uptown und Downtown fließend ineinander übergingen! Den Austausch vermisst man im neuen Amerika. Kim Jones macht das, was er am besten kann. Lange weite Pullover, geräumige Hosen, lange Parkas und logobedrucktes Denim ergeben eine glaubhafte Garderobe für junge Künstler. Auch Outerwear ist sein Thema, das passt mit Rucksäcken und Umhängetaschen zu einer Marke für Reisegepäck. Um die Zukunft muss ihm nicht bange sein: Dafür kennt er sich zu gut mit der Jugendkultur aus.



Berluti: Bernard Arnault hält seine Kinder im gesunden Konkurrenzkampf. Gerade erst hat er seinen Sohn Alexis mit zum Termin bei Donald Trump genommen und ihn zum Chef der frisch erworbenen Koffermarke Rimowa gemacht. Tochter Delphine kümmert sich um Louis Vuitton und den LVMH-Nachwuchspreis. Und Antoine Arnault ist Chef bei Berluti, dem Herrensuhmacher, der zur Lifestylemarke mutiert. Dank Alessandro Sartori waren die Berluti-Anzüge toll – aber der Designer ist zurück nach Italien gegangen, zu Zegna. Sein Nachfolger ist Haider Ackermann, von der Damenpresse geliebt, aber in der Männermode nicht sonderlich bekannt. Mit seiner ersten Berluti-Schau setzte er auf Schneiderkunst mit starken Farbtupfern. Anzüge kann man zur Zeit vor allem dann gut verkaufen, wenn man sie mit zeitgemäßen Straßenlooks wie Bomberjacken oder Parkas kombiniert. Und das gelang Ackermann perfekt. Er holte auch Frauen als Models in die Schau, für das Prinzip Boyfriend-Jacke. Kati Nescher (F.A.Z.-Magazin-Covermodel im Februar 2015) trug zum Beispiel einen lilafarbenen Seidenparka mit schlichtem weißen T-Shirt und gut geschnittener schwarzer Anzughose. Antoine Arnault konnte zufrieden sein. In der ersten Reihe saß sein Vater. Er wird den *wind of change* gespürt haben, der nun durch das Haus Berluti weht.



Dior: Diese Marke ist in aller Munde. Das liegt vor allem an der ersten weiblichen Chefdesignerin, der Römerin Maria Grazia Chiuri, die mit ihren ersten Kollektionen die Marke femininer gemacht hat nach den harten Jahren der Designkonzepte von Raf Simons – die toll aussahen, aber von Frauen letztlich nie ins Herz geschlossen wurden. Bernard Arnault drückt nun auch bei Dior Homme aufs Tempo, damit sein Konzern so umsatzstark und profitabel bleibt wie im vergangenen Jahr (Nettogewinn: etwa vier Milliarden Euro). Zuerst machte er Serge Brunswig zum Chef, einen erfahrenen LVMH-Manager, der gerne neue Verkaufsfelder eröffnet. Dann gab er Kris Van Assche, schon seit zehn Jahren Designer der Dior-Männer, mehr Kompetenzen. Der belgische Modemacher bestimmt nun auch, wie die Kampagnen aussehen und mit welchen Stars man wirbt – nämlich lieber mit Asap Rocky als mit dem französischen Schauspieler Lambert Wilson. Und Van Assche holt das Beste aus den Ateliers heraus, auch dieses Mal. Straßenmode kombiniert er mühelos mit eleganten Schnitten. Seine Jacken haben Hunderte offene Fäden am Revers. Die enge Dior-Homme-Silhouette (die einst Karl Lagerfeld zum Abnehmen verführte) lockert er endlich auf mit Riesenschlag und weiten Jacken, Nadelstreifenanzüge mit einem Pullover überm Jackett. Seine Models tragen schon immer Turnschuhe zum Anzug, aber eben aus festem Leder mit guter Sohle. Dieses Mal hielt er sich auch mit Gimmicks zurück. Gut so!

FOTOS: AP (2), AFP, B&A (2), PR (2)

Prada: Miuccia Prada und Patrizio Bertelli erleben gerade eine der schwierigsten Phasen in ihrer Karriere. Bislang standen sie immer an der Spitze, wegen der Mode, der Anzeigen, der Accessoires, der Schaufensterdekoration, sogar wegen der eigenen Kunsthalle. Cool sind der Hang zum Anti-Star in Hollywood wie Lupita Nyong'o, die Werbefilme mit Wes Anderson, der sogar die Bar in der Fondazione Prada eingerichtet hat, der Show Space von Rem Koolhaas. Diese Firma macht die Dinge anders, verspielter, fortschrittlicher, durchdachter. (Und man konnte Geld damit verdienen.) Nun aber ziehen andere vorbei. Alessandro Michele bei Gucci hat mit Geschäftsführer Marco Bizzari eine zweistellig wachsende Modemaschine erschaffen. Solche Zahlen gab es auch mal an der Via Fogazzaro, aber jetzt geht es viel langsamer zu. Wenn Michele seine Männer- und Frauenkollektion zusammen zeigt, dann besteht Miuccia Prada immer noch auf der Unterscheidung und leistet sich einen Auftritt für Männer und einen für Frauen. Und wenn Gucci in phantastischen Stickereien und Verzerrungen schwelgt, dann schaltet Miuccia Prada für ihre Herbst-Winter-Männerkollektion einen Gang runter und zeigt mal eine ganz normale Kollektion, ohne tiefere Botschaft in der Silhouette oder im Material. Es gab, schlicht und einfach, braune Cordanzüge und graue V-Ausschnitt-Pullover. Alles ganz simpel: Man kann auch mal ohne Superlative gute Mode machen. Sieht aus wie der Biolehrer aus den siebziger Jahren? Klar. Aber die Schuhe sind viel besser.



Dries Van Noten: Er ist der Designer, der von all seinen Kollegen verehrt wird. Der Modemacher aus Antwerpen denkt nämlich nicht zuerst an sich selbst, sondern an sein Publikum: Fotografen, Einkäufer und die Presse werden mit Snacks und Getränken versorgt, bei Kälte auch mal mit Wärmendecken. Das kommt gut an, weil es seinen Respekt auch für diejenigen zeigt, die ihn womöglich kritisieren. Eine noch größere Leistung: Er hält sich über Wasser, obwohl er nicht zu einem Luxuskonzern gehört und sich auch keine Anzeigenkampagnen leistet. Die allergrößte Leistung: Die Kollektionen sind seit Jahrzehnten *to the point*. Wenn gerade alle Message-T-Shirts in die Welt tragen, dann macht er das bei den Männern anders: Auf seinen Sweatshirts sind die Namen seiner Stofflieferanten aus Schottland, England oder Japan abgebildet. Mit Defile Nummer 99 bewegt er sich auf seine 100. Schau zu. Da blickt man auch mal zurück, greift in die Kiste und setzt, passend zum aktuellen Trend, Silhouetten wie aus den Achtzigern ins Werk. Sein erster Look: ein zweireihiger Riesemantel, der voll im Trend zu Größe und Weite liegt. Van Noten spielt für Herbst und Winter souverän mit Proportionen, scheut sich nicht vor übergroßen, saisongerechten Norwegerpullovern mit Tiermotiven und hat sogar Mods auf seinem Moodboard: Die meisten Models haben eine Topfschnitt-Frisur wie vor 30 Jahren und tragen Doc-Martens-Schuhe zu den hochgekrempten Jeans und Hochwasserhosen.

Zegna: Die Männermode ist in einer schwierigen Phase, und niemand spürt das mehr als Zegna. Noch vor einigen Jahren wuchsen die Umsätze, weil die neuen Märkte in Russland und China ausgestattet werden mussten. Aber seitdem Normcore und Streetwear die Mode bestimmen, wird es schwieriger, Anzüge zu verkaufen. Die Entwürfe von Designer Stefano Pilati waren schön, aber zu teuer. Und sie wurden nur in wenigen Zegna-Läden verkauft. Immerhin brachte er die Presse ins Haus; davor waren die Laufstegdarbietungen eher von Showroom-Qualität. Nun hat sich Gildo Zegna wieder Alessandro Sartori geholt, der bei ihm seine Karriere begonnen hatte, bevor er zu LVMH ging. Bei Zegna kennt er noch alles. Seine erste Tat: Die besten Stücke seiner ersten Schau sind sofort in allen großen Zegna-Geschäften bestellfertig. Seine selbstbewusste Schau inszenierte er vor der atemberaubenden Kulisse einer Anselm-Kiefer-Ausstellung in Mailand. Als Italiener weiß Sartori, dass es um Emotionen geht, wenn man einen Kunden binden will. Auch in den kommenden Saisons will er immer neue Orte für die Schau wählen, um sich frisch zu halten und Aufmerksamkeit zu erregen. Stark war die konsequente Ausrichtung auf Casual-Mode. Viele Looks mit Jogginghose! Bei Zegna sind sie aber natürlich aus Alpaka und Kaschmir gewebt. Sartori bewies auch, dass er die Konstruktion eines Jacketts beherrscht. So nähte er das Innenfutter der Ärmel außen an. Schon dieser kleine Trick sorgte für einen cool dekonstruierten Look.



Marni: Renzo Rosso ist dabei, sein eigenes Modeimperium aufzubauen. Was einst nur eine Jeansmarke namens Diesel war, ist nun ein Reich mit Labels wie Viktor & Rolf, DSquared2, Margiela und Marni. Ist der Ur-Italiener Rosso auch so ein herrischer Chef wie es Patrizio Bertelli von Prada mit Jil Sander und Helmut Lang war? Die beiden schmissen schnell genervt hin, nachdem Bertelli in sie investiert hatte. Gut ging es auch bei Rosso nicht los, denn Martin Margiela verschwand schon nach ein paar Jahren aus seiner Marke. Noch schneller ging Consuelo Castiglione, die so zarte wie durchsetzungsstarke Marni-Designerin, die mit ihrem Mann das Label in ungeahnte Höhen geführt hatte. Für Margiela hat Rosso *big name* John Galiano engagiert. Zum Marni-Designer bestimmte er Stefano Riso, vorher die Nummer drei bei Prada. Das zeigt, dass Rosso doch eine gute Hand für Talente hat. Denn die erste Männermodenschau von Riso war ein Erfolg. Die ersten zehn Looks der Kollektion schienen sogar noch mehr Marni zu sein, als wenn Castiglione es selbst gemacht hätte. Eigentümliche Farben wie blasses Bordeauxrot, mutige Silhouetten wie extrem hoch sitzende weite Hosen und verspielte Details wie Pelzkäppis und große Gürtel auf Bauchnabelhöhe zeigten, dass Riso ohne Probleme an die Codes des Hauses anknüpfen kann. Und weil er ein Mailänder Hipster ist, gab es am Abend eine coole Dance Party. Stefano Riso hat viel Jetzt in die Kollektion gebracht. Und in der ersten Reihe saßen viele alte Prada-Bekannte.

ALLES WIRD

Hut

Der Akubra ist ein Wahrzeichen Australiens. Gefertigt wird der Hut aus Kaninchenflaum auf Maschinen, die mehr als 100 Jahre alt sind.

Von Christoph Hein

Jedes tote Kaninchen hier geht durch meine Hände“, sagt Rachel Hancey und lacht. Denn natürlich ist es in Wahrheit anders: Die junge Frau wadet durch Berge von wattweichem Kaninchenflaum. Er kommt aus Australien oder wird aus Belgien oder Frankreich eingeführt. Und am Ende, nach dem Wiegen und Kämmen, dem Baden, dem Massieren und Walken, dem Ziehen, Strecken, Bedampfen, Pressen, Hämmern und Formen, fehlen nur noch drei Luftlöcher, damit der Akubra-Hut fertig ist. Dafür ist Keiran Cooney zuständig. In gut 400 Hüte täglich drückt er mit der Stanze die drei Löchlein. „Diese Woche habe ich noch keinen Ausschuss produziert“, sagt Cooney. „Ich mache das schließlich seit 26 Jahren. Da weiß man, wo man ansetzt.“

Viele hier machen ihren Job seit Jahrzehnten. Denn bei Akubra zu arbeiten – das heißt etwas. Nicht nur weil in Kempsey, dem Städtchen im Nordosten Australiens, die Arbeitslosenrate bei etwa 14 Prozent liegt. Sondern auch, weil man hier an Ikonen arbeitet. Mit dem Hut aus 146 Gramm Kaninchenfilz zogen die australischen Soldaten schon in den Ersten Weltkrieg. Schulkinder und Olympia-Athleten tragen ihn, der Golfprofi Greg Norman und „Crocodile Dundee“, Spitzenpolitiker, Schauspieler, Könige und der Dalai Lama, wenn sie in *down under* zu Besuch weilen. Das Original in Feldgrau oder Oliv ist über mehr als ein Jahrhundert zum Symbol für den Fünften Kontinent, das Leben in der Wildnis und die Freiheit dort geworden. Heute verkauft sich der Hut besser denn je: „Der Klimawandel hilft uns, denn die Menschen müssen sich stärker vor der Sonne schützen“, sagt Roy Wilkinson, der Finanzchef von Akubra. „Und die Öffnung Chinas und Indiens hilft uns ebenfalls. Besonders in China ist der Akubra richtig schick.“

Auch das ist so eine Geschichte, von denen es hier viele gibt: „Ein Tibeter hat die Hüte in Sydney gesehen. Als er zurück in Lhasa war, hat er 50 Stück bestellt. Wir haben erst gezweifelt, ob wir jemals Geld dafür sehen werden“, erzählt Wilkinson. „Aber das ging alles wie geschmiert. Heute verkaufen wir über ihn schon 300 Hüte in der Woche in China.“ Gut 15 Prozent der Hüte aus Kempsey werden ins Ausland verschickt – viel zu wenig, wenn es nach Wilkinson geht. Doch viel mehr würde die Fabrik auch gar nicht ausstoßen können. Zumal der Aufstieg Chinas den Markt verändert: „China kauft selbst immer mehr Flaum, um daraus Spielzeug zu produzieren. Das hat den Preis verdreifacht.“ Und weil er, wie alle hier, ein echter Australier ist, schiebt er nach: „Die besten Hüte machen wir immer noch aus dem Flaum wilder australischer Kaninchen.“

Gut eine Woche dauert es, bis in der alten Fabrik in Kempsey aus dem wattweichen Flaumknäuel ein Hut gefertigt ist. Und doch fängt sein Leben dann erst an. Ein wirklicher Akubra braucht Schweißflecken von der Arbeit unter der



Auch Martina Navratilova (2005), Prinz Charles (2012), Madeleine Albright (1998) und Thabo Mbeki (2002) erfreuten sich an Akubras.

stechenden Sonne im Outback, braucht den Abdruck eines Hundezahns, braucht den Staub, den eine Rinderherde aufwirbelt. Deshalb werden gebrauchte Akubras heute auch schon auf Antik-Märkten in Melbourne oder Sydney feilgeboten.

„Das hilft natürlich unserer Marke“, sagt Wilkinson. Es ist nicht anders als etwa bei Louis-Vuitton-Koffern: Auch für sie werden, haben sie erst Patina, hohe Preise gezahlt. Hier schließt sich ein Kreis: Denn in Australien ist es ein offenes Geheimnis, dass die Investitionsgesellschaft des französischen Luxuswarenherstellers längst versucht, Akubra zu kaufen. So wie sie es etwa mit der australischen Bademodenmarke Seafolly oder dem Akubra-varianten Stiefelhersteller R.M. Williams schon gemacht hat. Noch aber wehrt sich die Eigentümerfamilie.

Und das aus gutem Grund. Ist sie doch eng verwoben mit der Marke. Im Jahr 1874 hatte der Brit Benjamin Dunkerley eine Hutmacherei in seinem Zufluchtsort Tasmanien eröffnet. Ein paar Jahre später zog er nach Sydney um. Als 1904 Stephen Keir aus England eintraf, arbeitete er sich nicht nur zum Manager der jungen Fabrik hoch, sondern heiratete auch Dunkerleys Tochter. Bis heute liegt die Firma in den Händen ihrer Nachkommen – die Anteile halten Steve Keir IV. und seine beiden Schwestern.

Damit gehören ihnen Maschinen, die mehr als 100 Jahre alt sind. „Wir würden sie niemals ausmustern, wir reparieren sie während der Werksferien, halten sie in Schuss. Sie sind unser Schatz, der Garant der Qualität“, sagt Colin Mayhew, der für das Walken des Filzes zuständig ist. Er arbeitet hier, seit die Fertigung in den siebziger Jahren von Sydney nach Kempsey umzog. Außer dem Ort der Fabrik änderte sich nicht viel. Weiterhin zählt die Erfahrung der Arbeiter. Hinzu kommen die alten Maschinen und vor allem die Güte

der feinen Haare unter dem Bauch der Kaninchen. Wenn der Flaum in heißem Seifenwasser verfilzt ist, muss er zwischen riesigen Trommelrollen verdichtet werden. Zehn bis zwölf Kaninchenfelle brauchen die Arbeiter, um einen Akubra in zwölf Schritten zu fertigen.

Der riesige cremefarbene Filzteller, aus dem in wenigen Stunden ein Akubra werden soll, wirkt in den Händen von Colin Mayhew wie ein Pizzateig: weich und warm. Mayhew pupft letzte Härchen aus dem Fell und schneidet die Form noch einmal mit einer großen Schere nach. Entstanden ist sie auf einem rotierenden Zylinder, gegen den der Kaninchenflaum mit Luftdruck geschleudert wird. Dabei wird heißes Wasser auf die Form gespritzt, so dass die Härchen verkleben. Der Rohling ist dreimal so groß wie der fertige Akubra und sieht aus wie die Mütze von Gandalf, dem Zauberer. Über Stunden wird der allmählich zum Leben erweckte Hut, eingehüllt in Stoff, nun erwärmt, geschrumpft, mit einem Dampfhammer malträtiert – das gibt ihm seine Dichte. In großen Becken wird er dann gefärbt. 200 Stück in einer halben Stunde. Die Krempe behält später ihre Form, weil sie in Schellack gebadet wird. Auf Holzmodellen, von denen einige noch aus der ersten Fabrik in Sydney stammen, werden die noch feuchten Hüte schließlich in Form gepresst. Unter Dampf wird der Hut gedehnt und geformt, Metallzangen greifen nach seiner Krempe. Zehntausende Hüte wurden über die Holzformen gestreift, längst ist ihr Lack abgeblättert. Hunderte stapeln sich auf dem Zwischenboden der Fabrikhalle.

Warum sollte Akubra sie austauschen? Sie tun ihren Dienst auch 100 Jahre später. Diese Tradition wissen Kenner zu schätzen. Wie jener Australier, der sicherstellen wollte, dass er auf Lebenszeit immer einen Akubra griffbereit hat. Also bestellte er gleich 25 Stück. Oder die Schweizerin,



Bei der Arbeit: Glenn Lawrence kontrolliert einen Hut nach dem Pressen – danach stapeln sich für ihn und die anderen Angestellten in Kempsey noch mehr Aufgaben.



die ihr eigenes Design bevorzugte. „Das machen wir erst ab 50 Stück“, erzählt Wilkinson. „Also hat die Dame gleich 50 Stück bei uns gekauft.“

Auch sie wurden nach der Trocknung geschliffen, dann gebügelt, um den Schellack noch einmal zu härten. Nun erst nähern Frauen das Schweißband von Hand auf und das Innenfutter ein, mit ihm das Zeichen „Made in Australia“. Zwar kauft Akubra inzwischen Hüte zu, zum Beispiel einen Panama-Hut aus Kunstfaser aus Taiwan. So richtig ans Herz gewachsen sind diese Fremdlinge hier aber niemandem. Deshalb ist auch noch offen, ob das Geschäft mit anderen Waren wie Gürteln, Taschen oder Geldbeuteln unter der Marke Akubra ausgebaut werden wird. Noch reicht es allen, gut 180.000 Hüte im Jahr von Hand herzustellen.

Und so drückt Neil McCudden die drei typischen Dellen in die Krone des Hutes und bedampft ihn noch einmal, danach drückt Keiran Cooney seine Stanze in das gehärtete Fell des Huts. Nur noch die Ausstattung fehlt jetzt: das traditionelle Lederband, in der teuren Touristenversion mit einem Opal versehen, Federn an der Seite, eine Metallplakette für das Militär. So geht es tagein, tagaus in der Manufaktur im abgelegenen Kempsey.

Einmal am Tag landet das Flugzeug aus Sydney. Die Farmer in der Umgebung züchten Rinder. Für den Country-Sänger Slim Dusty haben sie entlang der Bundesstraße ein großes Museum gebaut. Gut 8000 Menschen leben hier, und viel zu tun gibt es nicht. Auch deshalb bringen viele ihr ganzes Arbeitsleben bei Akubra. „Ist doch viel leichter, als im Hafen oder im Stahlbau arbeiten zu müssen“, sagt Heath Sharman. 44 Jahre ist er alt, seit 28 Jahren füllt er die Trommeln, die Akubra in den zwanziger Jahren aus Amerika einführte, um den späteren Filz von Dreck und Haaren zu säubern.

Hinten in der Ecke der Fabrik aber steht ein junger Mann in blauer Sportuniform an einem ausladenden Tisch, sortiert Lederhäute, aus denen später das Hutband geschnitten wird. Seine Haare sind besser frisiert als bei der Dorfjugend, die Muskeln in den Oberarmen noch nicht so ausgebildet wie bei jenen, die hier tagein, tagaus schuften. „Steven Jamie“, stellt er sich vor. Er ist Steven V., aus der nächsten Generation der Eigentümer. „Schon mein

Mein Akubra und ich

Er schützt vor Sonne und Regen – aber nicht vor Vorurteilen. Von Ulf von Rauchhaupt

Ohne den Hut gehe ich nicht aus dem Haus. Das hat gar nichts mit Mode zu tun. Ich bin schlicht lichtempfindlich. Als Student glaubte ich auf einer Reise einmal, die Haare eine halbe Stunde von der Morgensonne trocknen lassen zu können – das Ergebnis war ein schwerer Sonnenstich. Der Hut ermöglicht mir aber nicht nur bei schönem Wetter einen unbeschwerteren Aufenthalt im Freien. Im Regen hält er mir die Wassertropfen von der Brille fern. Und während ich in meiner hutlosen Jugend oft erkältet war, kommt das heute selten vor.

Warum aber ein Akubra? Das hat zunächst historische Gründe. Im Jahr 2000 schenkte mir meine Frau einen zum Geburtstag – aus dunklem Haarfilz mit einem kleinen Opal am Hutband. Es war das schönste Geschenk, das ich je bekommen habe. Zuvor hatte ich nur khakifarbene Stoffmodelle aus dem Army-Outlet, gerade einmal geeignet für rucksacktouristische Unternehmungen. Dieser Akubra dagegen erregt nicht mehr Aufsehen als nötig und ist in dieser wunderbaren Farbe erhältlich: kein strenges Schwarz, kein ödes Grau und

Vater und Großvater haben in den Semesterferien in der Fabrik gearbeitet“, sagt er. „Wir Enkel machen das genauso.“ Seine Lektion hat er gelernt: „Wenn wir eines Tages die Firma führen, wollen wir weiter auf Tradition und Integrität setzen“, sagt er. „Aber wir wollen auch die weltweite Expansion vorantreiben. Wir besitzen eine starke Marke. Und wir werden das Geschäft ausbauen.“ Währenddessen füllt Rachel Hancey draußen in der Lagerhalle

nichts Tarnfarbendes – sondern ein freundliches Pferdebraun.

Heute besitze ich vier Akubras. Sie wurden alle in einem traditionsreichen Laden in der Münchner Fußgängerzone erworben und nicht etwa in Australien, wo dieses Modell offenbar gar nicht so einfach zu bekommen ist. Ein Händler in Perth, den ich bei einem Aufenthalt dort aufsuchte, wunderte sich über meinen Hut, der in seinem Akubra-Katalog nicht zu finden war. In München aber war er zum Glück bislang vorrätig, denn der erste aus dem Jahr 2000 ist bereits sehr abgegriffen. Auch sein Nachfolger, den ich heute trage, hat bereits ein weithin sichtbares Loch vorne an der Spitze. Ein Modell mit etwas breiterer Krempe nutze ich auf Reisen in besonders sonnigen Ländern. Und einen vierten nehme ich nur zu Gelegenheiten, bei denen das Loch meine fraglos vorhandene Nachlässigkeit in Garderobenfragen unerwünscht deutlich offenbaren würde.

Abgesehen von der materiellen Vergänglichkeit hat so ein Hut natürlich auch Nachteile: Bei starkem Wind muss man ihn festhalten, an Garderoben erhöht er

die nächste Ladung Flaum in die riesige Holztrommel. Wie Frau Holle wirkt sie, als der watteweiche Bausch sie fast einhüllt. Bis vor drei Jahren hatte Hancey noch Burger in der Imbissstube am Ortseingang von Kempsey gebraten. „Das hier ist viel besser“, sagt sie. „Ich arbeite lieber mit Kaninchenflaum als mit Rindfleisch.“ Dann schneidet sie den nächsten Sack mit Flaum auf, aus Frankreich dieses Mal, nicht aus Australien. ◀



Ulf von Rauchhaupt, Physiker und Ressortleiter Wissenschaft der Sonntagszeitung, schützt sich mit seinem Akubra vor den Zumutungen der Natur.



#BeFearless

Kann man Höhenangst überwinden? Oder die Angst, vor Publikum zu sprechen? Man kann, wenn man trainiert. Denn die Ängste existieren nur im Kopf. Samsung hat zwei Apps entwickeln lassen, mit denen man sich in eine virtuelle Realität begeben und zum Beispiel Hochhausdächer erklimmen kann. „Ein echter Gewinn für jeden, der normalerweise diese beängstigenden Situationen meiden würde“, meint die Jury. #BeFearless sei „ein großartiges Trainingsprogramm für Angstpatienten“.



Sigma sd Quattro System

Klein und handlich ist die spiegellose Kamera. Man habe jedes Element auf höchstem Niveau optimiert, um funktional und ästhetisch das Bestmögliche zu präsentieren, schreibt der Hersteller. Die Kamera hat einen Dreischichtensensor (Foveon X3) und eine grafische Benutzeroberfläche, mit der sich Tasten und Knöpfe instinktiv und präzise bedienen lassen. Preiswürdig! „Die sd Quattro liefert in ihrer Produktkategorie ein überzeugendes und hochprofessionelles Designstatement.“



TytoHome

Ärztliche Untersuchungen zu Hause via Telemedizin klingen für viele Menschen noch nach Science-Fiction. Doch inzwischen können Ärzte einige ihrer Patienten aus der Ferne zuverlässig untersuchen. Das Unternehmen TytoCare hat dafür ein Endgerät mit dazugehöriger Telehealth-Plattform entwickelt, mit dem sich Ohren, Rachen, Lunge, Herz, Bauch, Haut und Körpertemperatur untersuchen lassen – jederzeit und überall auf höchstem technologischen Niveau, schreibt die Jury: „TytoHome integriert alle Komponenten, die für einen Routine- und auch Notfallcheck benötigt werden.“



Yobocho

Klingen, die mit der Hammerschlag-Technik gefertigt werden, haben den Vorteil, dass sich kleine Luftpolster in den Dellen des Metalls bilden. Sie sorgen dafür, dass das Schneidgut leichter abfallen kann. Das Besondere dieser Messer des japanischen Herstellers iiza Echizen ist aber, dass die Klingen aus hochwertigem rostfreien Stahl sind und aus einer mehrlagigen Außenschicht bestehen, auch bekannt als plattiertes Metall. Das nennt die Jury Schmiedekunst vom Feinsten: „Die überragende handwerkliche Umsetzung, die Qualität der Materialien sowie die sinnlich-ästhetische Umsetzung sind schlicht goldwürdig.“

Wärmersache

Seit 1953 werden jedes Jahr Preise für „formgerechte Industrieerzeugnisse“ vergeben. Hier einige der Produkte, die am Freitag mit einem „iF gold award“ ausgezeichnet wurden.

Von Peter-Philipp Schmitt

Gazelle No. 1

Es soll das Elektrofahrzeug der Zukunft sein und wurde in Zusammenarbeit mit dem niederländischen Fahrradhersteller Royal Dutch Gazelle von einem der großen Automobil-Designer geschaffen – von Giorgio Giugiaro stammen auch der VW Golf I, der Audi 80 und der Fiat Panda. Diese No. 1 von Giugiaro Design soll Autofahrer dazu verleiten, aufs immerhin 45 Stundenkilometer schnelle E-Bike umzusatteln. Könnte klappen, meinen die iF-Juroren, die darin den Vorboten einer neuen Generation von e-Mobility-Fahrzeugen sehen, „mit der sich unser Transportverhalten grundsätzlich ändern wird“.



Templates von Michael Young

Die Uhren des chinesischen Unternehmens Ciga Design zeigen gerne, wie sie in ihrem Inneren so ticken. Auch der britische Designer Michael Young folgt dieser Tradition: Sein Zifferblatt lässt den Blick frei auf die Rotation der feinmechanischen Einzelteile. Young, Jahrgang 1966, zählt zu den profiliertesten Designern des Vereinigten Königreichs. Sein Studio befindet sich allerdings schon seit vielen Jahren in Hongkong. So erklärt sich auch, dass er für fernöstliche Marken arbeitet und zum Beispiel auch als Kreativdirektor von Messen wie der „100 % Design Shanghai“.



Nespresso Expert

Entweder man liebt oder man hasst den Kaffeekapsel-Giganten, für den seit Jahren George Clooney wirbt. Um der Kritik an dem aufwendig produzierten und danach zu entsorgenden Aluminium-Müll entgegenzuwirken und immer mehr Kunden für die Kapsel-Idee zu gewinnen, setzt der Schweizer Konzern Nestlé auch auf gutes Design. Das würdigen die iF-Juroren, die in der erstmals „flachen“ neuen Kaffeemaschine Nespresso Expert ein schönes Beispiel für modernes Industriedesign sehen: „Ein Produkt mit einer hochwertigen Oberfläche und äußerst klaren geometrischen Formen.“



Xetto

Der Hersteller Hoerbiger nennt seinen „Lastathleten“ eine Weltneuheit. Tatsächlich wurde für das „multifunktionsfähige Beladekomfort-System“ eigens eine neue Mikro-Hydraulik entwickelt. Wer Lasten bis 250 Kilogramm bequem, gesundheitsschonend und ohne kräftezehrenden Aufwand befördern will, dürfe an Xetto seine Freude haben. Das Vierrad ist zudem so kompakt konstruiert, dass es fast überall seinen Platz findet. Die Jury glaubt sogar, dieses einfache Transportsystem auch für kleine und mittlere Unternehmen revolutionäre den Transport und das Verladen von Lasten.



Make yourself unstoppable

Nicht Conchita Wursts Lied „You Are Unstoppable“, sondern der Queen-Hit „Don't Stop Me Now“ wird in der neuesten Kampagne der Modemarke Strellson verarbeitet. Erzählt wird die Geschichte eines Manns im Strellson-Anzug, der sich unaufhaltsam seinen Weg durch eine phantastische Welt bahnt und mit Witz und Charme jede Herausforderung meistert. Ein Musikvideo allein sei für eine Modemarke schon ungewöhnlich. Dieser Film sei so wunderbar und in jedem Detail liebevoll umgesetzt, dass es dem Begriff Design in allen Aspekten Rechnung trage, heißt es in der Begründung für die Auszeichnung.



FOTOS: HERSTELLER



Ferrari GTC4Lusso

Einen Kofferraum hat dieser Sportwagen nicht. Doch das erwartet man bei einem Ferrari auch nicht unbedingt. Der Zwölfzylinder ist ein komfortables Coupé für vier Personen. Verantwortlich dafür ist Flavio Manzoni vom Ferrari Design Center. Die iF-Jury findet, Manzoni habe „das für die Marke neue Segment des Shooting Break/Sport Kombis konsequent auf kompromissloses Design und die neuen Möglichkeiten bei Infotainment für Fahrer und Beifahrer im Innenraum weiterentwickelt“.



PlayStation VR

Und noch einmal geht es um virtuelle Realität (VR), in der sich künftig wohl noch viel mehr Menschen aufhalten werden. Ausgezeichnet wurde die PlayStation VR von Sony besonders fürs Design des Headsets, das, wie der Hersteller schreibt, durch seine primären Elemente bestimmt werde: „Ein einziger eleganter Bügel schmiegt sich von der Stirn zum Hinterkopf und bettet die LEDs stilvoll in sein markantes, Leichtigkeit vermittelndes Gehäuse ein.“ Die Jury lobt den sensiblen Einsatz aller Materialien, der zu gutem Tragekomfort führe.



KAPEX KS 60

Der Hersteller Festool verspricht ein Werkzeug für höchste Ansprüche. Dieses Versprechen halte er auch, heißt es in der Begründung für die Auszeichnung: „Außergewöhnliche Design-Details machen dieses technisch ausgereifte Werkzeug zu einem herausragenden Produkt.“ Schwenken lässt sich die Zugsäge beidseitig auf 60 Grad, neigen auf 47/46 Grad. Die 17,8 Kilogramm kann man leicht mitnehmen. Überzeugend seien auch die ergonomisch angeordneten Tragegriffe, die Kabelaufwicklung und die Transportsicherung.



PS-HX500

Schallplatten wurde schon oft ihr Ende prophezeit. Nun drehen sich die Scheiben wieder, auch weil ihre Klangqualität so gut ist. Um dieser analogen Perfektion auch digital gerecht zu werden, wurde der Plattenspieler PS-HX500 von Sony konzipiert. Als erster DSD-Rekorder der Welt sei er in der Lage, den ursprünglichen Sound exakt zu analysieren und hochaufgelöst aufzuzeichnen. Den Juroren gefällt die optische Reduktion auf das Wesentliche: auf Drehteller und Tonabnehmer.

Loewe bild 7 und Loewe Klang 5

Als einer der ersten Fernseher in OLED-Technologie ist der Loewe bild 7 dünner als ein Smartphone. Die Juroren nennen die Verwendung neuer Materialien „intelligent“ und verweisen auf die textile Rückseite des rahmenlosen Bildschirms. Damit kann der Fernseher als Skulptur mitten im Raum stehen. Ungewöhnlich ist auch der eigens entwickelte Akustikstoff, der auch bei den Lautsprechern verwendet wird. Bei ihnen habe die pure Form im Vordergrund gestanden, so der Hersteller. Auf sichtbare Schrauben und Nähte wurde verzichtet.



Oslo

Ein robuster Aluminiumrahmen, bespannt mit einem speziell gewebten Stoff der Firma Kvadrat: Der Bluetooth-Lautsprecher wirkt nicht nur skandinavisch – er stammt auch aus dem Norden, allerdings nicht aus Norwegen, sondern aus Dänemark. Der Hersteller Vifa wartet mit großartiger Klangqualität auf und verbinde ausgefeilte Technik mit langlebigem Design, so die Jury. Vifa meint, die kompakte Form, der volle Klang und die beeindruckende Wiedergabelaststärke machten den Lautsprecher zum optimalen Sound-Begleiter.



Chariot Sport

Eltern sind anspruchsvoll – vor allem, wenn es um die Kinder geht. Da kommt dieser ganzjährig einsetzbarer Trailer, Jogger und Kinderwagen von Thule gerade recht. Die Liegesitze für die Kleinen sind voll gepolstert, der Innenraum ist vollständig klimatisiert und schützt vor Sonne, Wind, Regen und Schnee. Die Scheibenbremse sorgt für Sicherheit bei jedem Gefälle, versichert der Hersteller. Die iF-Auszeichnung gibt es für ergonomische Perfektion „im Hinblick auf den Nutzen – sowohl als Fahrradanhänger als auch als Kinderwagen“. Und: „Die Insassen genießen maximalen Komfort.“



Turbokapitalismus? Kriege? Bombenterror? Religiöser Wahn? Erdüberhitzung? Liest man die Zeitungen, ist die Menschheit von einer ganzen Horde apokalyptischer Reiter bedroht. Die gute Nachricht: Die Gemengelage lässt sich rasch eindampfen. Die Menschheit hat nämlich, recht betrachtet, nur ein einziges ernsthaftes Problem: Männer. Eingegrenzt vielleicht noch: Männer im waffenfähigen Alter. Ohne die ließe es sich eigentlich ganz gut leben hier auf dieser Erde. Männer führen Kriege. Männer trimmen unser Zusammenleben auf Wettbewerb, Konkurrenzdenken und Kampf. Männer unterjochen alle anderen mit der Hybris und dem Kontrollwahn männlicher Gottheiten. Männer schaffen mächtige Männerbünde, und wer sich am meisten nach persönlicher Macht verzehrt, der bekommt sie am Ende auch. Männer überhitzen den Planeten mit unkontrollierbarem phallischen Wachstumsirrsinn und dem persönlichen Streben nach großen, stinkenden Autos. Na, liebe männliche Leser, regt sich da ein Widerspruch im Inneren? Ganz recht: Der Befund kann einen wütend machen. (Und Wut, liebe Männer, ist dann auch schon wieder Teil des Problems. Doch dazu später.)

Wut hin, Wut her: Schauen Sie in die Nachrichten! Alle Gewalt geht vom Y-Chromosom aus. Männer sprengen sich in die Luft, um andere Menschen zu töten. Männer fahren mit Lastwagen in Menschenmengen. Männer nehmen automatische Gewehre, um Dutzende ihrer Mitschüler zu erschießen. Männer ordnen Kriege an, die von hunderttausenden Männern in die Tat umgesetzt werden. Männer stoßen Frauen von hinten die U-Bahn-Treppen hinunter. Männer rufen zum heiligen Krieg auf, erschießen Abtreibungsärzte, fahren durchs Land, um Türken zu ermorden. Und das sind nur so Sachen, die es, in einer ebenfalls von Männern dominierten Medienwelt, in die Schlagzeilen schaffen, wobei hinterher immer allen möglichen Einflüssen die Schuld zugewiesen wird: der Religion, der Nationalität, den Computerspielen, der Armut. Nur das viel zu Offensichtliche taugt selten zur Debatte: dass nahezu alle armen Seelen, die solche furchtbaren Bluttaten zu verantworten haben, ob IS oder NSU, ob Bush oder Saddam, wenn man nur hinschaut, alle auf derselben Seite stehen. Die Autorin Rebecca Solnit hat es auf den Punkt gebracht: „Gewalt hat keine Rasse, keine Klasse, keine Religion oder Nationalität – aber sie hat ein Geschlecht.“

Was es in die Nachrichten schafft, spiegelt eine Alltagsgewalt, die für Normalität gehalten wird. Frauen müssen sich überlegen, ob sie nachts alleine nach Hause gehen wollen. Ganze Kulturen wollen den weiblichen Körper verhüllen, um die Frauen vor männlichem Sexualtrieb zu schützen. In den Vereinigten Staaten wird alle neun Sekunden eine Frau geschlagen, alle sechs Minuten wird eine Vergewaltigung zur Anzeige gebracht. Von allen Strafgefangenen in Deutschland ist eine Minderheit von sechs Prozent weiblich, ähnlich sieht es in allen Ländern der Welt aus. Schwere Kriminalität scheint Frauen nicht wirklich zu reizen. Ihr Opfer werden sie allemal. Der Pulitzer-Preisträger Nicholas D. Kristof hat es ausgerechnet: „Für Frauen zwischen 15 und 44 gibt es weltweit eine höhere Wahrscheinlichkeit, durch männliche Gewalt getötet oder verstümmelt zu werden, als durch Krebs, Malaria und Verkehrsunfälle zusammen.“

So einfach der Befund, so schwer die Lösung. Soll man einfach alle Männer auf den Mond schießen, wenigstens eine einsame Insel für sie finden, gerne auch mit großem Ballerspiel-LAN, um die Jungs bei Laune zu halten? Logistisch nicht zu verwirklichen und politisch kaum durchführbar. Toxische Männlichkeit perpetuiert sich selbst: Die Bullies beißen sich nach oben durch, schon im Kindergarten kann man sie erkennen. Die verträglichen Menschen aber, vermutlich sogar die Mehrheit, sind schlicht zu lieb, um sich ihrer Plagegeister zu entledigen.

Müssen wir uns schlecht fühlen? Aber ja doch! Männer neigen zu Gewalt. Und nicht einmal die Genderpädagogik kann etwas dagegen tun.

Von Klaus Ungerer

Man lässt sie gewähren, lässt sie knuffen, lässt sie um sich beißen, lässt sie sich hochwühlen, lässt sie Herrenclubs und Burschenschaften und Milizen aufbauen, lässt sie Gewalt und Druck ausüben. Der Raubritter von heute ist der edle Fürst von morgen. Wer sich heute damit brüsst, Frauen in den Schritt zu fassen, wird morgen Präsident.

Wieso die Gewalt im Mann ihre Heimat hat, ist dabei immer noch nicht ganz klar. Hirnforscher haben Ähnlichkeiten zwischen dem männlichen Hirn unter Alkoholeinfluss und dem Krankheitsbild der Frontotemporalen Demenz festgestellt: Vorn im Hirn melden der präfrontale Cortex und ein paar weitere seiner Arbeitskollegen sich ab, die für Impulskontrolle verantwortlich wären. Übrig bleibt ein aggressionsfreudiges, ein gefährliches Hirn.

Biologische Deutungen sind unbehaglich, vermutlich, weil sie so ausweglos klingen. Sind die Erbanlagen, das Y-Chromosom oder die Hormone schuld, so kann man darauf ja nicht einwirken wollen. Mehr Hoffnung verspricht da die Hypothese von der toxischen Männlichkeit als Kulturphänomen. Außen hart, weil innen ganz weich: Herbert Grönemeyer hat eine gängige Erklärung dafür in eine seiner verständlicheren Zeilen gebracht. Männer seien eben „als Kind schon auf Mann geeicht“. Rollenbilder werden tradiert. Schon in der Krabbelgruppe, in der Kinderkla-

mottenabteilung würden die Kleinen festgelegt: Mädchen ziehen Puppen an und aus; Jungs spielen mit Kampfrobotern. Mädchen lernen, das Sozialgefüge auszutarieren; Jungs hauen halt um sich. Die Hypothese von der kulturellen Tradition scheint einen sozialpädagogischen Ausweg anzubieten: Wenn wir uns nur ganz doll bemühen und unsere Kinder richtig erziehen, können aus ihnen die guten, ausgeglichenen, gewaltfreien Menschen der Zukunft werden. Aber auch wohlmeinende Eltern berichten: Oft, sehr oft, scheint es doch so zu sein, dass Jungs eben lieber als Cowboys herumballern oder sich in Ritterrüstungen eindosen lassen, während die Mädchen ihre rosafarbene Einhornherde verwalten.

Auch kommen die Genderpädagogen ja nicht an der bösen Frage vorbei: Wenn Männer- und Frauenrollen frei verhandelbar sind und in jedem Kulturkreis anders definiert werden, wieso zum Teufel hat sich dann überall dieselbe Geschlechterteilung ausgebreitet – mit Frauen am Herd und Männern, die in den Krieg ziehen, Konkurrenten bekämpfen, Frauen schlagen, vergewaltigen, steinigen, verbrennen? Männern, die im Zweifelsfall alles kaputt-hauen, und die Frauen räumen dann wieder auf?

Man muss schon sehr lange suchen, um eine menschliche Kultur zu finden, in der die Dinge anders laufen. Und selbst wenn man die irgendwo im Regenwald oder auf der mongolischen Hochebene finden sollte, wäre sie doch die Ausnahme, die nur die Regel bestätigt, so wie es die paar weiblichen Straftäter tun, oder die eine Frau, die sich in den letzten Jahrzehnten in der traurigen Geschichte der Amokläufe verewigt hat, vergessen sei ihr Name.

So als Mann mal gefragt: Müssen wir uns jetzt schlecht fühlen? Aber ja doch! Denn was in Gewalttätigen zum Ausbruch kommt, wohnt vermutlich in jedem von uns. Keine flächendeckende pädagogische Umprogrammierung ist denkbar, keine Genterapie in Sicht. Männer haben eine Neigung zum Erobernwollen, zum Kontrollierenwollen, zur körperlichen Aggression. Die Geschichte der Menschheit, so wie sie von Männern geschrieben wurde, hat kaum etwas anderes zu berichten: Kriege und machtgeriege Potentaten haben unsere Welt geformt, monotheistische Religionen das Lied vom Männlich-Allmächtigen gesungen.

Das einzugestehen fällt uns schwer. Wir wollen doch die Besten sein! Dass jeder von uns die Barbarei als Möglichkeit in sich trägt: kaum zu verkraften. Wenn uns wer darauf aufmerksam macht, spüren wir diesen Unwillen. Diese Wut. Die ein Teil des Problems ist. Denn fehlerfrei und unanstastbar sein zu wollen, keine Schwäche zu haben – das verursacht toxisches Männerverhalten. Zeige mir eine Schwachstelle in dem, was mir heilig ist, beleidige meinen Propheten, und du musst mit allem rechnen.

Schön wäre die Einsicht: dass man Schwächen haben und trotzdem ein Mensch sein kann. Ein Mann zu sein, das bedeutet eben nicht, die Erde, die Frauen und Tiere beherrschen zu wollen. Denn was uns stark zu machen scheint, macht uns in Wahrheit zu Sklaven eines atavistischen Programms: Die Neigung zu Aggression und Eroberungslust war zuletzt sinnvoll, als man Mammuts erlegen und die Kollegen Neandertaler verdrängen wollte. Es waren Überlebensprogramme. Jetzt aber leben wir in einer Welt, in der für jeden gesorgt sein könnte. Niemand braucht sich aufzuführen wie ein wütender Zweijähriger, weil jemand seinen Gott, seine Nation oder seine Mutter beleidigt hat. Niemand muss sich partout nehmen wollen, was ihm gerade gefällt. Wir müssen lernen, diese wüsten Anwendungen vorbeiziehen zu lassen. Uns nach zivilisierten Idealen umzuschauen. Das mag schwer sein. Aber die Einsicht, zu den Tätern zu gehören, tut doch viel weniger weh, als jeden Tag in Angst vor ihnen leben zu müssen. ◀

Von Klaus Ungerer (alias Nick Wahlberg) erscheint in diesen Tagen „Das Supergeschlecht!!! Warum Männer einfach cooler sind als andere Leute“ (Klett-Cotta, 160 Seiten, 9,95 Euro).



Tosca collection, design by Monica Armanti

Living the good life outside.
Love it, live it, share it.

www.tribu.com

TRIBU
The art of leisure

ER UND SIE

Raum 242, Parzelle 20, Tor Nr. 5, Old Collectors Compound, Malvani, Malad West, Bombay. Dürfte nicht allzu schwer zu finden sein. Aber weder der Autofahrer noch Google Maps können etwas mit der Adresse anfangen. Nach drei Stunden Fahrt vom historischen Stadtzentrum Bombays bei strömendem Regen wird klar, warum: Es ist ein Slum in einem Vorort, der sonst von glitzernden Einkaufszentren, Bürotürmen und Gated Communitys für die indische Mittelschicht geprägt ist. Im krassen Gegensatz dazu steht der Old Collectors Compound als brüchiges Labyrinth aus tausenden winzigen Hütten, die so undurchsichtig nummeriert sind, dass der Weg zum Ziel einer Entdeckungsreise gleicht.

Raum 242 ist wirklich nur ein Raum, keine 15 Quadratmeter groß, zugleich Wohnraum, Schlafraum und Büro für den Sakhi Char Chowgi Trust. Die Hausherrin Gauri Sawant sitzt mit einer Sozialarbeiterin und einem Arzt an einem Plastikisch. Sie sprechen über die HIV-Beratung für Transsexuelle, die hier gerade zu Ende gegangen ist.

Gauri Sawant ist – nach ihrer Geburtsurkunde zu urteilen – als Junge auf die Welt gekommen. Als Jugendliche merkte sie, dass sie sich zu Männern hingezogen fühlte. Und schließlich, dass sie sich gar nicht als Mann fühlte. Sie entschied sich für eine „Transition“, eine Geschlechtsübergang, nahm erst Hormone und ließ sich dann kastrieren, um weiblicher zu werden. Und hat sich damit für ein Leben als Ausgestoßene entschieden.

Sie ist eine von etwa drei Millionen Zugehörigen des dritten Geschlechts in Indien. Die männlichen Transsexuellen, Hijras genannt, blicken in Indien auf eine jahrtausendealte Geschichte zurück. Schon in antiken Versen wie dem Mahabharata und dem Kamasutra werden Geschlechtsüberschreitungen in beide Richtungen erwähnt. So ist Mohini je nach Legende die weibliche Manifestation der Hauptgottheit Vishnu oder Krishna. Die Hijras, die Töchter der Mohini, hatten historisch einen Platz in der indischen Gesellschaft, der durchaus positiv besetzt war. Sie galten – und gelten – als Glücksbringer, weil sie Merkmale beider Geschlechter in sich tragen, und tanzen in Tempeln zu Geburten und Hochzeiten.

„Hijras waren zeitweilig geachtete Gruppen, die unter dem Schutz der jeweiligen Maharadschas standen und unter seinem Namen Spenden einsammeln konnten wie Bettelmönche“, sagt Mario da Penha, der an der Rutgers University über die Geschichte der Hijras promoviert. „Die Entscheidung für die Hijra-Identität galt lange nicht als ächtend, sondern als positive Form der Entsagung.“

Erst der Einzug der britischen Kolonialisten kriminalisierte eine jahrtausendealte indische Tradition. Das britische Raj führte nicht nur das viktorianische Männerbild ein, das alles Effeminierte als suspekt befand, sondern machte mit dem Criminal Rights Act von 1871 Kastration illegal und stellte mit Paragraph 377 des Indian Penal Codes von 1860 jegliche Sexualakte außer dem Vaginalverkehr unter Strafe. Damit begann die Diskriminierung von Hijras und Homosexuellen, die bis heute anhält – Paragraph 377 ist trotz laufender Petitionen noch in Kraft.

Ohne herrschaftlichen Schutz und als Kriminelle geächtet, wurden Hijras zum verstoßenen Geschlecht, obwohl sie nach wie vor präsent sind im Gesellschaftsbild, obwohl man sie immer wieder sieht, wie sie an großen Straßenkreuzungen betteln und in Tempeln tanzen und singen. Sie sind sichtbar, aber lange waren sie sprachlos. „Niemand will eine Hijra im Haus“, sagt Sawant. „Meine

Transsexuelle in Indien werden missbraucht und erniedrigt. Nun suchen die Hijras einen Weg aus dem Elend. Mit ersten Erfolgen.

Von Quynh Tran

Familie hat mich verstoßen, als ich vor 23 Jahren meine Transition begann. Für sie existiere ich nicht mehr. Vor zehn Jahren habe ich meinen Vater vom Auto aus gesehen. Das hat so geschmerzt, dass mir der Atem für einen Moment weggeblieben ist. Manchmal sehe ich mich nach der Wärme und dem Wohlstand meiner Familie und frage mich, warum ich das alles mache. Aber ein anderes Leben hätte ich nicht leben können, trotz all der Entsagungen.“

Abhina Aher, einziges Kind einer alleinerziehenden Beamtin, fühlte sich schon in jungen Jahren zum Weiblichen hingezogen und zog den Schmuck und die Kleidung ihrer Mutter an. Dafür musste sie die Schikanen ihrer Mitschüler und Lehrer über sich ergehen lassen. Ihre Mutter brachte sie von einem Psychologen und Wunderheiler zum nächsten. Sie versuchte sich zunächst der heterosexuellen Welt anzupassen, um keine Schande über ihre Mutter zu bringen. „Aber da war die ganze Zeit dieses Gefühl der Unvollkommenheit, das permanente Gefühl, dass irgendwas mit deinem Körper nicht stimmt, dass du nicht mit deiner Seele verbunden bist.“ Ein Gefühl, das sie in drei Selbstmordversuche trieb. „Aber ich habe es nicht geschafft zu sterben. Und weil ich es nicht geschafft habe zu sterben, dachte ich, lass mich jetzt versuchen zu leben.“

In ihrer Isolation fand Aher Zuflucht in einer Gharana, einer Art organisierten Hijra-Familie, die eine emotionale und soziale Struktur für verstoßene Transsexuelle bietet. Die Aufnahme in eine solch hierarchische Familie, die von einer Guru geleitet wird, ist mit Opfern verbunden: Die Neuankömmlinge, Chelas genannt, verpflichten sich zu einer teuren körperlichen Transition und dazu, ihr Leben und ihr Einkommen an die Familie abzutreten.

Um ihre Körperumwandlung zu finanzieren, wurde Aher, wie viele Hijras, zur Sex-Arbeiterin. Sie gründete die Transgender-Tanzgruppe Dancing Queens und wurde Aktivistin und Projektmanagerin für die indische HIV/AIDS Alliance. Ein ungewöhnlicher Weg für eine Transsexuelle – den meisten bleibt ein konventionelles Leben verwehrt. Sie gehen betteln, tanzen bei Hochzeiten und Geburten oder prostituieren sich, weil Hijras selten als Arbeitskräfte eingestellt werden. Die HIV-Rate ist bei Transsexuellen hoch, weil sie als marginalisierte Minderheit in der Sex-Arbeit aktiv sind. Die Aids-Prävalenz liegt bei acht Prozent, im Vergleich zu 0,3 Prozent in der Gesamtbevölkerung.

Auch dagegen kämpft Gauri Sawant mit ihrem Sakhi Char Chowgi Trust an. Zunächst hatte sie als Sozialarbei-

terin beim Humsafar Trust angefangen, der ersten Nichtregierungsorganisation für LGBT-Rechte in Indien. „Aber nach und nach habe ich immer mehr Schwestern an Aids verloren und beschlossen, dass ich etwas für meine Community tun muss. Im Jahr 2000 habe ich Sakhi Char Chowgi gegründet, um Aufklärungsarbeit unter Hijras zu machen und Infizierte zu betreuen“, sagt sie. Ihre Organisation macht Workshops, bietet kostenlose Aids-Tests an, verteilt antiretrovirale Medikamente an Kranke, und im schlimmsten Fall begleitet sie Sterbende, um ihnen einen würdevollen Tod zu ermöglichen.

An der bröckelnden Wand hängen Fotos von gestorbenen Aids-Opfern, in der Ecke steht ein Altar mit parfümierten gelben Nelken. Auf dem Bett stapeln sich Kondom-Packungen. Sawant nimmt ein Tütchen, reißt es auf und zieht am Latex. „Ganz schlechte Qualität, taugt überhaupt nichts“, schimpft sie. Die Kondome, die sie von der staatlichen Aids-Hilfe bekommen, eignen sich nicht für Analverkehr, für dessen Legalisierung sie sich einsetzt.

„Indien ist eine heterosexuell gesteuerte patriarchalische Gesellschaft, in der Frauen keinen Platz haben“, sagt sie. „Sex ist ein Tabu. Und Männer nehmen sich einfach, was sie wollen. Selbst wenn eine Frau Nein sagt. Denn am Ende wird ja meist nicht darüber gesprochen.“

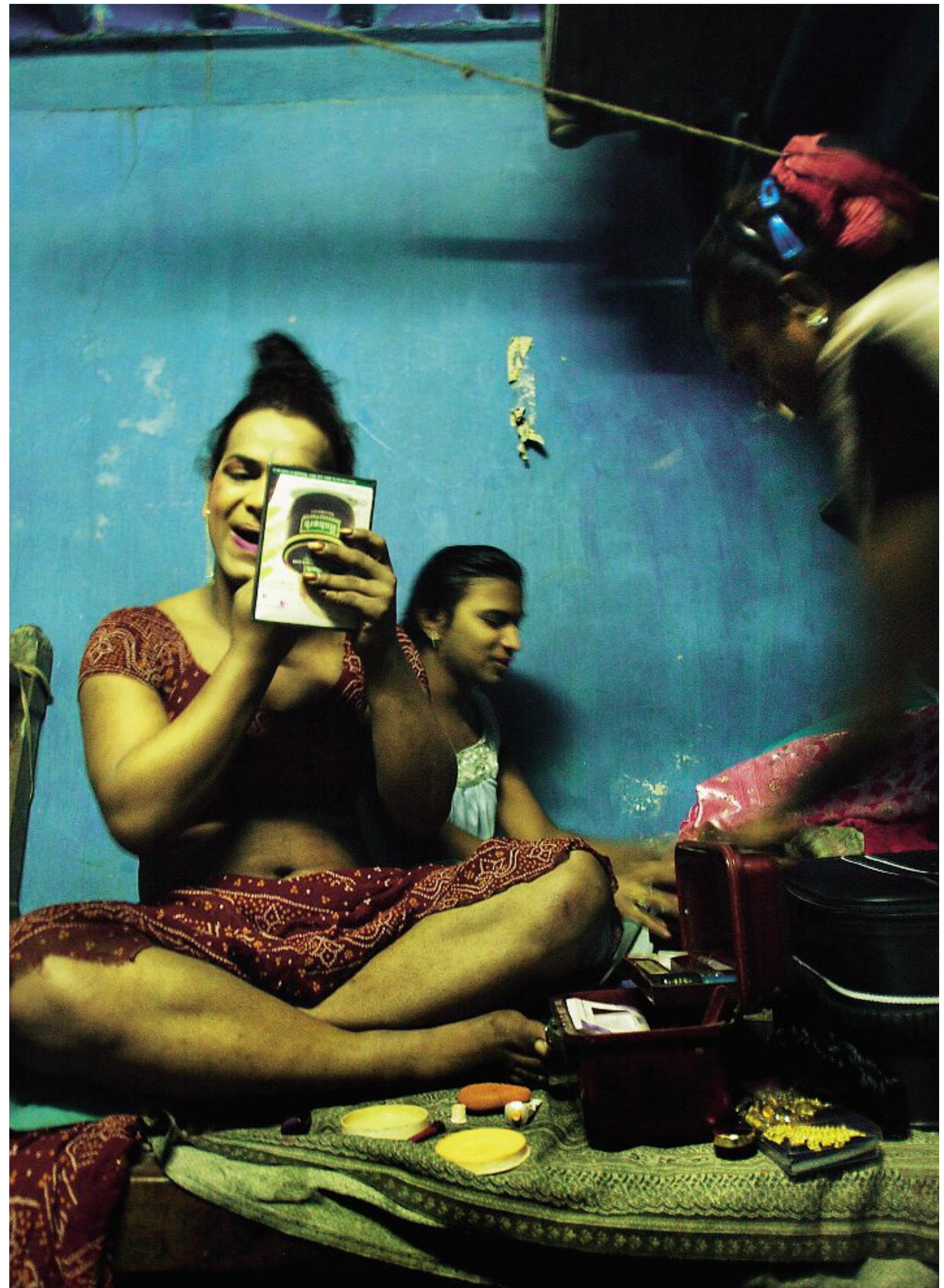
Für Menschen, die ihre Maskulinität ablegen, sei da erst recht kein Platz. Sie habe nur einen Raum zum Leben, den sie sich mit sechs Töchtern teilt, weil in diesem muslimischen Armenviertel so viel Not herrscht, dass auch an Ausgestoßene vermietet wird. Hijras werden noch immer abgewiesen, in Hotels, Einkaufszentren, Krankenhäusern, bei der Wohnungs- und bei der Arbeitssuche.

„Viele schauen mich komisch an. Und ich wurde auch schon nachts angegriffen“, sagt Rudrani Chettri Chauhan. Sie hatte das Glück, von ihrer Familie akzeptiert zu werden und in relativem Wohlstand aufzuwachsen, „obwohl mich mein Vater noch immer als seinen Sohn sieht“.

Diskriminierung hat sie trotzdem erfahren. 2005 gründete sie in Delhi den Mitri Trust, um Transsexuelle in Bildung und Gesundheitsversorgung zu unterstützen und um sich öffentlich für die Akzeptanz von Queers einzusetzen. Im vergangenen Jahr hat sie die erste Transgender-Modelagentur gegründet. „Es geht darum, Transsexuellen das Gefühl zu geben, dass sie wertvolle Mitglieder der Gesellschaft sind. Dabei geht es auch um Gleichheit für alle, um Feminismus.“ Bezahlte Aufträge gab es für die Models noch nicht, dafür aber viel Zuspruch in Medien und kleine Projekte für Magazine.

Die Zeichen stehen gut, dass sich etwas bewegt in der indischen Gesellschaft. Es wird nicht mehr nur über sexuelle Gewalt gegen Frauen gesprochen. Man hört nun auch dem dritten Geschlecht zu, das Respekt einfordert. Vor einem Jahr ist Anjali Lama als erstes transsexuelles Model auf den Laufstegen der größten indischen Modewoche, der Lakme Fashion Week, gelaufen.

Einen Teilsieg hat das dritte Geschlecht auch formal schon errungen. Nach einer Petition der gemeinnützigen staatlichen Rechtsberatung National Legal Service Authority und der Hijra-Aktivistin Laxmi Narayan Tripathy bewilligte der Supreme Court 2014, dass das dritte Geschlecht mit „T“ für Transgender in öffentlichen Dokumenten vermerkt werden kann. So bekamen Transsexuelle als eigene Gruppe auch Zugang zu staatlichen Wohlfahrtsprogrammen. „Es ändert sich ganz langsam etwas“, sagt Gauri Sawant. „Aber wir haben noch einen langen Weg vor uns. Ich will, dass man uns anschaut und nicht mehr nur ein hässliches Stigma sieht.“



Sie leben nach dem eigenen Bild von sich: Die Hijras, die männlichen Transsexuellen, haben in Indien eine jahrtausendealte Geschichte.



SECRET SERVICE

Instagram Husbands sind Bildkünstler, die im Verborgenen arbeiten. Erfahrungen eines vielgefragten Hobbyfotografen. *Von Thomas Klemm*

Andere Männer haben gemeinsame Hobbys. Sie spielen Fußball oder Schach, klettern über Gebirge oder durchwandern Täler, rennen oder radeln um die Wette, gehen zusammen in die Kneipe oder dreschen Skat. Alles supertolle Freizeitbeschäftigungen, erst recht in großer Runde. Beneidenswert.

Mein Hobby ist anders. Anspruchsvoll ist es, auch vielseitig. Es fordert Körper und Geist, und es erfordert Nerven. Mein Hobby folgt einer Routine. Erst schleppe ich einen Koffer, der randvoll gepackt und entsprechend gewichtig ist, dazu trage ich oft noch eine Fototasche über der Schulter. Die ganzen Utensilien lade ich ins Auto, fahre irgendwohin, und wenn ich dort angekommen bin, wartet der allergrößte Kitzel, die Krönung meiner Freizeitbeschäftigung: Ich fotografiere Backsteingemäuer, Holztüren, Parkbänke, Hinterhöfe, Waschsals und was die Gegend sonst noch hergibt. Das mag nach Einsamkeit und Tristesse klingen. Aber so ist es nicht.

Meine Frau ist nämlich immer dabei. Sie ist sogar die treibende Kraft. Genauer gesagt: Sie hat für mich das Hobby gefunden, das ich überhaupt nicht gesucht habe. Noch präziser ausgedrückt: Eigentlich ist meine Frau mein Hobby. Denn ich fotografiere kaum etwas anderes als meine Frau – während sie vor Backsteinmauern und alten Holztüren posiert, sich auf Parkbänken räkelte oder in Hinterhöfen oder Waschsals ulkige Körperhaltungen ausprobiert und dabei erstaunt, euphorisch oder ein wenig nachdenklich zu mir oder sonst wohin schaut. Was dabei herauskommt, ist kurz danach auf Instagram zu sehen. Auf dem Account meiner Frau. Ich habe keinen.

Bis vor kurzem habe ich gedacht, ich sei allein mit dem Hobby, das mir meine Frau bescherte, während sich alle anderen Männer in ihrer Freizeit grüppchenweise vergnügen. Das Internet, wer sonst, belehrte mich eines Besseren. Kaum zu glauben, von meiner Sorte gibt es eine ganze Menge! Lauter Typen, die sich aus Liebe von ihren Frauen einspannen lassen. Auch ihre Sonntagsausflüge enden in Fotoshootings, mit der Kamera oder dem Smartphone, und auch ihre Bilder sind nach kurzer Bearbeitung bei Instagram oder in einem anderen sozialen Netzwerk zu sehen. Dank der Männergruppe im Netz weiß ich inzwischen auch, wie ich mich hobbymäßig zu nennen habe: Instagram Husband.

Um ein Instagram Husband zu werden, benötigt man keinen Trauschein. Es genügt, wenn man Freund, Bekannter oder Bruder ist. Man braucht nur eine Frau, die sich gern auffallend anzieht und mit ihrer Mode andere Frauen inspirieren möchte. Was man als Instagram Husband noch braucht: Geduld. Viel Geduld. So viel, wie menschenmöglich ist.

In unserer Online-Männergruppe tauschen wir Instagram Husbands Erfahrungen aus. Wir posten die Bilder, die zuvor unsere Frauen gepostet haben, und erzählen dazu die Entstehungsgeschichten. Und bemitleiden uns dabei gegenseitig. Der arme Tropf, der die Möbel im Wohnzimmer ständig umherrücken muss, bis seine Frau mit dem Bildhintergrund einverstanden ist. Der bedauernde Typ, der mitten in einem Tunnel zum Anhalten genötigt wird, weil seine Freundin dort in der Dunkelheit unbedingt Fotos machen lassen will. Der mitleiderregende Mann, der in einem Restaurant nicht gleich zu Messer und Gabel greifen darf, sondern zuvor das ausgewählte Menu nebst Gattin ablichten muss.

Wer unsicher ist, ob er ein Instagram Husband ist oder nicht, für den gibt es einen Eingangstest. Unter anderem folgende Fragen sind zu beantworten: Haben Sie jemals Bilder von Ihrer Instagram-Frau gemacht, während sie so tat, als würde sie friedlich schlafen? Haben Sie starke Schwielen an dem Finger, mit dem Sie den Auslöser betätigen? Leiden Sie an unkontrollierbaren körperlichen Zuckungen, wenn Sie Wörter wie Ziegelmauer, Selfie, Schuhe oder „das Essen ist da“ hören? Stehen Sie öfter auf Eisenbahnschienen als früher, bevor Sie Ihre Instagram-Frau kennengelernt haben? Wer alle Fragen bejaht, weiß unser Mitgefühl zu schätzen.

Die amerikanische Comedy-Show „The Mystery Hour“, Urheberin der Selbsthilfegruppe für Instagram Husbands, hat ein lustiges Video gedreht, in dem Betroffene ihr Leid beklagen. „Hinter jedem hübschen Mädchen auf Instagram steht ein Typ wie ich und eine Ziegelwand“, sagt Jeff. Sein Leidensgenosse Trey jammert: „Im Grunde bin ich nur ein lebender Selfiestick.“ Wir Instagram Husbands fühlen uns als Handlanger, würden aber gern als Künstler angesehen werden. Angeblich steckt ja hinter jedem erfolgreichen Mann eine starke Frau – warum aber redet in unserer Gesellschaft keiner davon, dass hinter einer auf Instagram erfolgreichen Frau immer ein starker und vielleicht sogar begabter Mann steckt? Bei jedem x-beliebigen Low-Budget-Film wird der letzte Kabelträger im Abspann erwähnt. Wir Instagram Husbands bleiben in der Regel auf ewig anonym.

Zu den wenigen Ausnahmen gehören die Hintermänner bekannter Bloggerinnen mit millionenfacher Gefolgschaft. So sucht sich Chiara Ferragni, die als erfolgreichste Modebloggerin der Welt gilt und bei allen möglichen Schauen umgarnt wird, stets die passenden Freunde. Ihr erster Instagram Husband Riccardo Pozzoli, der sie 2009 in Parka und Strickmütze auf einem schneebedeckten Feld ablichtete, ist heute ihr Manager. Der aktuelle Lebensgefährte der Neunundzwanzigjährigen heißt Andrew Arthur und ist, wie praktisch, hauptberuflich Modefotograf. Selbstverständlich drückt Arthur, selbst hyperaktiv auf Instagram, daheim in Los Angeles auch für seine liebe Chiara auf den Auslöser. Auch andere bekannte Instagram-Beautys bedienen sich ihrer Männer. Darunter Chiara Ferragnis jüngere Schwester Valentina, deren Knipsfreund Luca Vezi ebenfalls Blogger ist. Oder die Deutsche Veronika Heilbrunner. Sie vertraute eine Weile auf ihren Leibfotografen Justin O'Shea, vorübergehend Kreativdirektor bei Brioni und selbst eine Street-Style-Ikone. Ob die Zusammenarbeit der Promi-Pärchen ähnlich spannungsgeladen ist wie die eines gewöhnlichen Instagram-Paars?

Gerade zu Anfang birgt die Arbeit von Instagram Husband und Wife viel Konfliktpotential. Das beginnt beim Outfit, in dem sich die Gattin gern abgelichtet sähe. Mitunter kombiniert sie die schrägsten Sachen, trägt unter dem rosafarbenen Wollmantel eine mit bunten Farbspritzern verzierte Bluejeans mit grünem Ledergürtel. Da sich über Geschmack nicht streiten lässt, verbietet es sich strikt, die leisesten Bedenken zu äußern oder nur eine Augenbraue leicht nach oben zu ziehen. Es gilt, das Outfit stillschweigend zu akzeptieren. Diese Contenance zu lernen ist hart. Auch die Duldsamkeit, an der frischen Luft eine kleine Ewigkeit auf und ab zu gehen, während sich die Frau im beheizten Auto umzieht für den nächsten Teil des sonntäglichen Shootings, lernt man nicht von heute auf morgen. Anfangs glaubte ich wirklich noch, dass wir für

„zwei oder drei Fotos“ ins Grüne führen. Inzwischen weiß ich, dass damit zwei oder drei Outfits gemeint sind.

Früher, als unbedarfter Fotogatte, hatte ich auch noch versucht, mein Aufgabengebiet auf die Stilberatung auszuweiten. Mein guter Geschmack kam allerdings nicht an, jedenfalls nicht so, wie ich es erwartet hatte. Damit sich das Gemüt meiner Frau wieder abkühlte, musste ich eine Reihe erstklassiger Fotos abliefern. Dass die Spannungen beim Shooting auf keinem Bild zu erkennen sind, zählt zwar als ein wenig zu unseren größten Leistungen.

Heikel wird es auch bei der Auswahl des Aufnahmeorts, also der Location, wie sogar wir Hobbyfotografen sagen. Meine Frau hat klare Vorstellungen, welcher Hintergrund ihre Outfits besonders betont. So kommt man als Instagram Husband in Ecken, von denen man niemals zu träumen wagte. In New York hat sich meine Frau das schönste baufällige Fabrikgebäude in Brooklyn als Hintergrund ausgesucht. Auf der Insel Amrum haben wir die älteste Scheune mit der morschesten grünen Holztür gefunden. An der niederländischen Küste haben wir einen potthässlichen Betonbunker aus dem Zweiten Weltkrieg entdeckt. Vor diesem tristen Hintergrund erstrahlte der rote Minirock umso heller.

Von Zeit zu Zeit, wenn ich der alten Gemäuer und verwitterten Parkbänke überdrüssig bin, wage ich einen Vorschlag. Mancher wird goutiert, wenn auch nach kleiner Auseinandersetzung. Ich frage: Wie wäre ein Shooting im Kellergewölbe? Meine Frau antwortet: Ist zu dunkel, zu dreckig, passt nicht zu meinem Outfit. Wir diskutieren. Am Ende sind die Fotos aus dem Keller bei der Instagram-Gefolgschaft echt gut angekommen. Ein weiterer Vorstoß: Ich frage, wie wäre es vor der orangefarbenen Häuserwand? Meine Frau erwidert: Orange steht mir nicht. Es folgt ein Wortwechsel, bis wir es auf einen Versuch ankommen lassen. Die Fotos gehörten zu denen, die das weibliche Instagram-Publikum am meisten begeisterten.

Solche Erfolge haben mich in den Augen meiner Gattin zu einem durchaus tauglichen Location-Scout gemacht. Die Folge dieses Zuspruchs ist, dass ich seither beim Stadbummel kaum noch darauf achte, was um mich herum geschieht. Sondern die Straßen konzentriert nach geeigneten

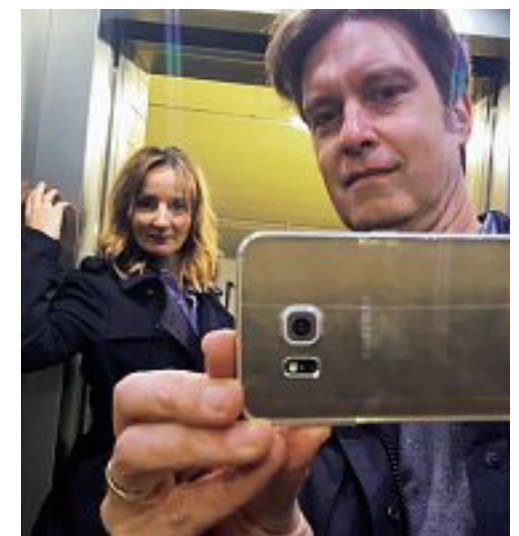
Hintergrundmotiven für das nächste Sonntags-Shooting absuche. Und dadurch stets Gefahr laufe, vors nächste Auto zu rennen.

Der heikle Höhepunkt meines Hobbys ist das Fotografieren. Wir Instagram Husbands wollen die Sache schnell hinter uns bringen: auf den Auslöser drücken und Schluss. Leider sollen wir beim Fotografieren auch noch reden, obwohl doch jeder weiß, wie schwer sich Männer damit tun, mehrere Dinge gleichzeitig zu erledigen. Während wir also am Strand knien und verzweifelt versuchen, das Gleichgewicht zu halten, werden wir mit Anweisungen bombardiert. „Du musst schon sagen, wie ich gucken soll! Wie lange soll ich die Pose noch halten? Bist du fertig? Sag doch was!“ Am Ende kommt die allerschwierigste Frage: „Wie sehe ich auf den Fotos aus?“ Die Antwort: toll, wie immer. Erleichtert zu schweigen ist keine Option.

Eigentlich ist die Meinung von uns Instagram Husbands aber gar nicht von Belang. Entscheidend ist, was die Hunderte oder Tausende anderer Frauen sagen, deren kritischen Blicken die Modefotos standhalten müssen. In der Regel zeigen sie sich angetan, finden die Outfits hinreißend. Von Zeit zu Zeit findet sich gar ein Instagram Wife, das nicht nur die Kleidung lobt, sondern auch das Werk des Fotografen. Das teilt mir meine Frau dann sofort mit, und obwohl ich derartige Komplimente äußerlich mit größtmöglicher Gelassenheit zur Kenntnis nehme, gerate ich heimlich doch ins Träumen: Ist an mir vielleicht ein zweiter Wolfgang Tillmans oder Mario Testino verlorengegangen? Soll ich mein Hobby zum Beruf machen?

Ein bisschen was lässt sich sogar als Instagram Husband verdienen – mit der richtigen Frau. Meine Gattin jedenfalls weiß meine Bemühungen zu schätzen und lädt mich nach erfolgreichen Shootings gelegentlich zum Essen ein. Wir gehen in ein gutes Restaurant, bestellen und plaudern, bis der Kellner die Speisen auf den Tisch stellt. Dann schaut sie mir tief in die Augen. Was ich gut verstehe. Ich zücke mein Smartphone und schieße zwei, drei Fotos von meiner Frau und ihrem Essen. ◀

Die Ergebnisse der Shootings sind auf Instagram und im Netz unter „Oceanblue Style at Manderley“ zu sehen.



Man at work: Unser Instagram Husband hat seine Frau immer im Blick. Und den Finger immer am Drücker.



FOTOS: THOMAS KLEMM

DRESDNER MUSIKFESTSPIELE
18. MAI BIS 18. JUNI 2017
WWW.MUSIKFESTSPIELE.COM

ERLEBEN SIE HOCHKARÄTIGE ORCHESTER
IN DEN SCHÖNSTEN SPIELSTÄTTEN DRESDENS:

*London Philharmonic Orchestra,
Orchester des Mariinsky-Theaters,
Philharmonia Zürich, City of Birmingham
Symphony Orchestra, Mahler Chamber Orchestra,
Orchestre de Paris, Sächsische Staatskapelle Dresden,
Dresdner Festspielorchester u. a.*

TEL. +49 (0)351 - 656 06 700

Airbed and Futon

Airbnb geht um die Welt. Und wie ist das in Japan? Darf man als Westler dort wirklich allein in einer Wohnung gelassen werden? In einem Land, in dem man ständig etwas falsch macht?

Von Jennifer Wiebking

Als wir versuchen, in die allerletzte Wohnung in Tokio zu gelangen, beschleicht uns zum ersten Mal das typische Airbnb-Gefühl: die leichte Unsicherheit, ob es die Unterkunft, die man da gemietet und längst bezahlt hat, tatsächlich gibt. Hinter uns liegen Dutzende Treppenstufen, über die wir aus der U-Bahn bis auf die belebte Straße gestiegen sind. Eine weitere steile, enge Treppe haben wir noch vor uns, denn der Eingang zum Haus ist unmittelbar neben dem Ausgang der Akasaka-Station. An einer Rezeption einzuchecken und dann den Fahrstuhl in den soundsovielten Stock zu nehmen, wäre jetzt auch nicht schlecht. Stattdessen sind wir längst aus der Puste und quetschen uns mit unseren Koffern und Taschen den dunklen Gang in den ersten Stock hoch. Eine weitere Tür, dann ein Pincode, den wir zuvor aus dem seitenlangen Handbuch mit Erklärungen zur Wohnung herauskopiert haben, dann eine Schlüsselbox. Und wieder ein Pincode, dann ein Schlüssel. Nur: Zu welcher Wohnung soll der passen? Im Buch zum Apartment ist bis zur Handhabe der Sitzpolster für die Dachterrasse alles erklärt – nur nicht, zu welchem der beiden Apartments der Schlüssel passt.

Also das typische Airbnb-Gefühl: was, wenn er zu gar keinem gehört? Und kurz darauf die schöne Überraschung, dass es der Schlüssel zur Wohnung in der zweiten Etage ist; wir müssen unser Zeug also nicht in die dritte schleppen. Und die Erleichterung, dass die Wohnung auch noch so großartig aussieht wie auf den Bildern im Internet. Zugleich erfüllt sie das Airbnb-Klischee: dicke Holzplanken auf dem Boden, ein Riesen-Kronleuchter an der Decke, eine freistehende Badewanne, schick und industriell statt pragmatisch, wie es die meisten Airbnb-Wohnungen sind, gerade in Japan, dem Land der Wohnungspragmatiker. Und dann die Dachterrasse zwei Etagen höher, umrandet von bunten Leuchten. Und das alles zwischen den Hochhäusern von Tokio.

Gleich mehrere Bekannte hatten uns zu Airbnb in Japan geraten. Ausgerechnet in einem Land, in dem man ständig etwas falsch machen kann. Ach was: gleich falsch

macht. Ein Land mit eigenen Regeln. In dem es unhöflich ist, andere Leute in der Öffentlichkeit anzuschauen und die Hand des Partners zu halten. In dem man in einem geradezu religiösen Ritual hinter der Wohnungstür seine Straßenschuhe gegen Hausschuhe tauscht. In dem man weder streitet noch allzu laut spricht.

Darf man da als Westler allein gelassen werden? In einer japanischen Wohnung? Trauen Japaner einem das überhaupt zu? Oder überlassen sie ihre Bleiben gar nicht erst den fremden Ausländern?

Andererseits hatte man uns auch gewarnt, Hotels in Japan seien so teuer wie in kaum einem anderen Land der Welt. Und sie könnten unangenehm riechen, wegen der vielen Raucher. Für die Airbnb-Nicht-

raucherregel bedankt sich deshalb auch die von Nikotin entwöhnte Westler-Lunge, die in genügend Bars und Restaurants auf der Reise schon zu leiden hatte.

Also Airbnb. Man erlebt ohnehin mehr, wenn man von Wohnung zu Wohnung reist, als von Hotelzimmer zu Hotelzimmer, obwohl man nie den Eindruck bekommt, in der Wohnung von Privatleuten unterzukommen. Das Paradebeispiel für die Sharing-Economy ist eben vor allem ein Businesskonzept. Entsprechend groß ist der Ärger der Einheimischen, wie überall in der Welt, wo Airbnb um sich greift.

In einer Wohnung hängen Schilder mit Hinweisen an der Balkontür, hinter der Eingangstür, an den Fenstern: „Bitte nicht auf dem Balkon reden!“ – „Wenn jemand

klingelt, bitte nicht den Türöffner drücken und von Airbnb erzählen!“ – „Bitte die Fenster geschlossen halten!“ Sogar an der Toilette ein Schild: „Bitte die Spülung betätigen!“ Das zeigt: Airbnb-Vermieter haben schon viel erlebt.

Auf alles gefasst sein müssen sie ohnehin. Denn die Regierung hat gerade ein Gesetz vorgelegt, nach dem Vermieter von Ferienwohnungen ihren Gästen die Wohnung für mindestens eine Woche oder länger überlassen müssen. Zur Freude der Hoteliers, für die es wiederum nicht nur Regeln zur Reinigung von Futon-Tüchern gibt, sondern auch zur Farbe der Bettwäsche oder zur Länge des Rezeptionstresens – alles Teil eines knapp 70 Jahre alten Gesetzes. Nur muss jede Kommune das Airbnb-feindliche neue Gesetz für sich verabschieden. Also kann man mit Glück dieser Tage noch durch Japan reisen, ohne schon vor der Reise wegen der horrenden Hotel-Preise bankrott zu sein, und trotzdem eine Privatsphäre haben, die es so in den Hostels nicht gibt.

Oft handelt es sich bei den Unterkünften um Ferienwohnungen. Trotzdem bieten sie einen Einblick in das Leben in dieser seltsam-wunderschönen Welt mit vielen Fragezeichen. Leben die wirklich so? Auf 15 Quadratmetern, in einem Studio-Apartment, in dem man sich kaum umdrehen kann, ohne etwas umzuwerfen? Das Mikro-Apartment, für das sich auch in Europa immer mehr Singles und Pendler in den Großstädten entscheiden, ist hier ein Nano-Apartment. Meine 50-Quadratmeter-Wohnung zu Hause in Frankfurt kommt mir auch Wochen später noch riesig vor. Wer braucht drei Zimmer, wenn alles, nur winziger, auch in einen einzigen Raum passt? Wenn man auch einfach mal richtig ausmisten könnte und sich auf das Wesentliche beschränken würde?

So wie im Apartment von Tomoki, unserer ersten Unterkunft in Tokio. In der Kochnische ist Platz für eine Herdplatte, immerhin zwei Gläser und zwei Teller. Die Kleiderstange hängt halb über dem Bett,



Im Land der Wohnungspragmatiker steigt man auch mit Airbnb oft in praktischen Wohnungen ab. Manchmal hängt aber doch ein Kronleuchter an der Zimmerdecke.



der Schrank ist in die Wand gebaut. Und dennoch bleibt genug Raum für ein Sofa, einen Beistelltisch, ein Sideboard. Passt.

Jedenfalls, wenn man vor Antritt der Reise schon auf alles gefasst war und nur mit Handgepäck unterwegs ist. Wir dachten, das wäre praktisch, wenn wir mit dem superkomfortablen Shinkansen-Zug durch das Land fahren, in einer Bergbahn in Hakone stehen, morgens um 8.30 Uhr auf die U-Bahn in Tokio-Shinjuku warten. Aber dass die Wohnungen zu klein für zwei normale Koffer gewesen wären? Jetzt ist unser Handgepäck von innen so optimiert wie dieses Nano-Apartment.

Für den Rest, also alles Sperrige, die Schuhe, die dicken Jacken, die Bücher, den Krimskrams, haben wir noch zwei Riesentaschen dabei, die wir besser gleich bei den Schuhen am Eingang stehen lassen. Zwei Minikoffer, zwei Riesenaschen, so tingeln wir zwei Wochen lang von einem Nano-Airbnb zum nächsten – und es macht sogar Spaß.

Na gut, die Badezimmer sind oft genug definitiv zu klein. Die freistehende Badewanne in der letzten Unterkunft, die so viel zum typischen Airbnb-Gefühl beiträgt, ist ganz untypisch. Stattdessen sind die Badezimmer hier in der Regel nicht viel größer als eine Toilette im Flugzeug. Dazu kommt noch die Dusche, deren Wasseranschluss wie üblich in Japan auch der des Waschbeckens ist. Also noch mal die Frage: Leben die wirklich so? Wie können die Japaner sich in einem so winzigen Badezimmer überhaupt um ihre Haut kümmern, die so gepflegt und rein wirkt wie sonst nur bei Koreanern? Und wo lassen sie ihr Sortiment an Produkten, von denen sie, als Ausgleich zum sonstigen Minimalismus, nun wirklich viele besitzen?

Zum Glück reisen wir alle paar Tage weiter, auch wenn man weiß, dass das nächste kleine Badezimmer kaum komfortabler sein wird. Es ist zumindest ein anderes kleines Badezimmer. Und in einem Hotel wäre es womöglich kaum größer gewesen.

Stattdessen landen wir während unseres Trips in coolen, hotelfreien Gegenden, in Kyoto an der Ecke der Sanjo-Straße, an der genug Japaner wohnen, einkaufen, essen und trinken gehen, statt an der Ecke der Sanjo-Street, die in Pontocho endet und

in jedem Reiseführer als Ausgehviertel empfohlen wird, also in Wahrheit wenig empfehlenswert ist.

Oder in Shimokitazawa, gewissermaßen dem Kreuzberg von Tokio, ohne den Ranz. Wir waren zuvor noch nie in Japan gewesen und hatten für die Wohnungssuche die Städte kurz gegoogelt, jeweils mit dem Zusatz „hipster quarter“. Das Risiko, in unerträglich angesagten Vierteln zu wohnen, schien verschmerzbar, im Vergleich zu der Gefahr, am anderen Ende der Welt in Vierteln zu landen, die wirklich am Ende der Welt liegen. In Shimokitazawa gibt es weder Hotels noch sonderlich viele Ketten, stattdessen kleine Ramen-Restaurants, Plattenläden und Vintage-Geschäfte mit Kram zwischen Grunge- und Harajuku-Style. Shimokitazawa ist auch das ruhigere Harajuku.

Wenn wir stattdessen in chaotischeren Gegenden unterwegs sind, an der Kreuzung von Roppongi in Tokio, in Gion in Kyoto zum Beispiel, und dort Hotels wiedererkennen, über die wir uns vor der Reise informiert und die wir ernsthaft in Erwägung gezogen hatten, bis man uns zum Glück zu Airbnb raten konnte, beschleicht uns jedes Mal ein leichtes Gefühl von Triumph. An keinem dieser Orte hätten wir lieber gewohnt. In keinem dieser Hotels hätten wir eine Gratis-W-Lan-Box vorgefunden, mit der es kein Problem ist, Adressen in dem verwirrenden japanischen System zu finden, in dem die Hausnummern nicht nach Reihenfolge, sondern nach Baujahr vergeben werden.

Gut, in keinem dieser Hotels wären wir Profis in japanischer Mülltrennung geworden: Dosen und Flaschen gehören zusammen, Plastikmüll, Restmüll inklusive Papier. Soweit das Spiel bei jedem Check-out. Auch das gehört zum Airbnb-Gefühl dazu. Als wir dann unsere allerletzte Wohnung in Tokio verlassen, stehen draußen nicht etwa Tonnen. Man solle den Müll vielmehr beim Seven-Eleven-Markt um die Ecke lassen, da gebe es Eimer. Ausgerechnet in Japan, in diesem sauberen, höflichen Land. Als wir frühmorgens abreisen, ist uns das wirklich peinlich. Vermutlich sind wir am Ende des Trips schon japanischer als Airbnb. ◀



FISCHER BLEIBT FISCHER

Die Ostsee ist sein Fanggebiet: Konrad Fischer fährt seit 50 Jahren raus. Und fährt immer weiter.

Fotos Daniel Pilar

Seit 50 Jahren ist Konrad Fischer schon Fischer. Er fährt raus auf die Ostsee, fängt Plattfisch und Dorsch. Ein Seebär, zerzaustes Haar, blaue Augen, dicke Zigarre, derbe Worte. Oft auch Seemannsgarn und andere unglaubliche Geschichten. Das erste Jahr auf See musste Konrad Fischer jeden Tag über der Reling hängen. Dann hatte er es geschafft. Seitdem kann das Meer ihm nichts mehr.

Damals fuhr Konrad Fischer noch mit seinem Vater raus. Fischer ist Fischer in fünfter Generation. Seit sechs Jahren begleitet ihn Matrose Thomas Buick. Der war früher mal Lastwagenfahrer. Nach zwei Unfällen fand er, das Meer passe besser zu ihm, auch wenn es mindestens genauso gefährlich ist wie auf der Straße. Eine Unachtsamkeit – und man ist weg.

Manchmal wären sie mit ihrem Kutter, der „Maria“, fast schon abgestoffen. Aber bislang ging es doch immer gut mit dem alten Kahn, Baujahr 1936, älter noch als der Kapitän und sein Matrose. Fischer ist 68 Jahre alt, Buick 51. Sie sind die älteste Kutterbesatzung weit und breit. Fischer wie sie gibt es immer weniger. Weil der Beruf hart ist und der Lohn gering. Die Fische verschwinden, die Vorschriften und Kosten werden immer mehr.

Deshalb hat Konrad Fischer im Hafen von Möltenort bei Kiel auch noch den Fischbratkutter „Elke“, sein zweites Standbein. Weil man vom Fischen allein schon längst nicht mehr leben kann. Jedenfalls nicht, wenn man Familie hat. Auf der „Elke“ wird Thomas Buick zum Koch und Konrad Fischer zum Gastronom. Allhand Prominenz war schon da.

Wenn man Glück hat, erzählt Konrad Fischer, wie er Ministerpräsident von Schleswig-Holstein werden wollte; wie er sich mit dem Pentagon wegen eines Flugzeugträgers herumschlagen musste; wie er Engländern weismachte, dass er U-Boot-Kommandeur sei. Und was er außer Fisch noch so alles im Netz hatte. Alte Buddeln, eine sogar mit Flaschenpost von 1913, damit kamen sie ins Guinness-Buch. Auch Minen haben sie schon aus dem Wasser geholt, verrostete Gewehre, Drohnen, ein Autowrack, alles Mögliche. So ist das Fischerleben eben. *Philip Eppelsheim*

Schon früh auf hoher See:
Konrad Fischer (rechts)
fischt in der Kieler Förde.
Sein Matrose Thomas
Buick holt die Netze ein
(rechts oben).





Fischer und Buick beim Saubermachen (unten): Im Schleppnetz war ein Klumpen Altpöl, das den Kutter und Teile des Fangs verschmutzt hat.





EIN KOCH MACHT ERNST

Der Kanadier Dylan Watson-Brawn eröffnet bald in Berlin das Restaurant „Ernst“, mit regionalen Produkten, saisonalem Gemüse und einer originellen Idee.

Von Celina Plag

Fürs Theater, für die Oper oder für ein Popkonzert braucht man eine Eintrittskarte. Nur in der Gastronomie gibt es noch kein Ticketsystem. Komisch eigentlich, schließlich werden manche Köche längst wie Popstars verehrt. Und auch der Besuch eines Restaurants kann ja heute zu einem kulturellen Erlebnis werden.

Ein Popstar ist Dylan Watson-Brawn noch nicht – aber die Eintrittskarten, die man benötigen wird, um in seinem Restaurant Ernst in Berlin speisen zu können, gelten schon jetzt als „heißes Ticket“. Der 23 Jahre alte Koch blickt auf eine fast zehn Jahre währende Karriere zurück. Schon mit 14 jobbte er in Restaurants in seiner Heimatstadt Vancouver. Mit 17 Jahren heuerte der Kanadier als erster Nicht-Japaner in einem Drei-Sterne-Restaurant in Tokio an. Es folgten Stationen im „Noma“ in Kopenhagen und im „Eleven Madison Park“ in New York.

In Berlin hat Watson-Brawn in den vergangenen drei Jahren mit seinen „Supperclubs“ viele Fans gefunden. Im „Ernst“, das er von April an mit seinen Kompagnons Spencer Christenson und Christoph Geyler betreibt, werden die Dinner-Abende in offiziellem Rahmen fortgeführt. Allein die Ankündigung führte zu hibbeliger Vorfreude unter den Hauptstadt-Foodies. Vor allem, weil der Koch dem bisherigen kulinarischen Konzept treu bleiben möchte: viele Gänge, wenig Fleisch, dafür umso mehr frisches saisonales Gemüse, vorzugsweise aus der Region.

Eigentlich macht so ein Konzept keinen Hund in der Pfanne mehr verrückt, seit die Dänen mit ihrer Nordic Cuisine das Regionale in die gehobene Küche geholt haben – vor mehr als zehn Jahren. Watson-Brawn muss also irgendetwas anders machen. Tatsächlich geht er einen Schritt weiter. Am wichtigsten ist ihm radikale Frische. „Die Zeitspanne, in der ein natürlich gereiftes Produkt wirklich phänomenal ist, ist verdammt kurz“, sagt er. „Manchmal sind es nur ein paar Tage im Jahr. Mit diesem Geschmackslevel arbeiten wir.“

Wann die Produkte am besten sind, lässt sich nicht genau bestimmen – die Ernten fallen, je nach Wetter, jedes Jahr anders aus. Im „Ernst“ wird deshalb gekocht, was da

Alles im grünen Bereich: Der Koch Dylan Watson-Brawn setzt auf radikale Frische. Deshalb schaut er sich gern auf Bio-Höfen in Brandenburg um.

ist. Ein festgelegtes Menü gibt es nicht. „Wenn unsere Gäste zu uns kommen, wissen sie nur, dass sie um die 25 Gänge erwarten. Das ist auch schon alles.“

Für die frischen Zutaten arbeitet das Team eng mit Bio-Höfen in der Region zusammen, wegen der kurzen Lieferwege. So vermeidet es der Kanadier auch, Produkte aus fernen Ländern einzufliegen. Aber: „Für mich steht der Geschmack eines Produkts und nicht seine Herkunft an erster Stelle“, sagt der Koch. „Und ich habe die Erfahrung gemacht, dass frische Produkte, meist aus biodynamischer Herstellung, einfach am besten schmecken.“

Im „Ernst“ sollen zum Beispiel Kartoffeln, Wintermeerrettich oder „Teltower Rübchen“ am besten schmecken. Das klingt nicht gerade sehr einladend. Künstliche Lebensmittelverknappung auf dem Teller ist ja eine beliebte Strategie zur Wertsteigerung der Speisen in gehobenen Restaurants. Und Watson-Brawn verringert zusätzlich noch die Zahl der verwendeten Produkte: auf höchstens zwei. Ein Stück Fleisch mit drei verschiedenen Gemüsesorten, vier Saucen und fünf Schaumreduktionen als kleine Pünktchen auf dem Teller? Das schmeckt ihm nicht.

Die Küche im „Ernst“ ist auf ehrliche Weise schonungslos. Hier versteckt sich kein Geschmack hinter einem anderen. Einfach ist das alles wiederum nicht – um den besten Geschmack aus den Zutaten zu holen, braucht man technische Finesse und viel Zeit.

Auf den Teller kamen daher bisher bei Dinner-Abenden etwa eine marinierte Spreewaldgurke mit selbstgemachtem Apfelessig; getrockneter Rhabarber, mit geräuchertem Speck serviert; eine drei Stunden über Eichenholzkohle geröstete Karotte, die mit geklärter Butter veredelt wird. Bekannte Produkte reift er aus ihrem bewährten Kontext. „Viele Menschen, die bei mir essen, haben noch nie nur eine Karotte oder nur ein Stück Kartoffel gegessen“, sagt Watson-Brawn. „Sie wissen eigentlich gar nicht, wie das schmecken kann.“

Aus Brandenburg schmeckt das alles besonders. „Das liegt am sandigen Boden“, sagt der Koch. Das Gemüse gedeihe nur schwer, auch wegen der lang anhaltenden Kälte. „Pflanzen, die hier wachsen, brauchen länger, bis sie reif sind. Oft bleiben sie recht klein, aber dafür steckt in ihnen viel Geschmack und Energie.“ Auf die Eigenarten des Bodens legt Watson-Brawn besonderen Wert. Einer der Höfe arbeitet zum Beispiel mit einem Pferdepflug – weil Traktoren den Boden zu stark verdichten würden.

Auch vom gesammelten Wissen der Köche sollen die Gäste kosten. Eine Liste aller Zulieferer wird auf der Website veröffentlicht. Und die Zeit, die der Koch spart, weil er nicht erst jeden Tropfen Rhabarberschaum und Champignonreduktion auf dem Teller erklären muss, nutzt er dafür, die Geschichten hinter den Produkten zu erzählen. Belehren oder gar erziehen möchte er niemanden: „Aber manche nehmen echte Erkenntnisse mit.“

Das Gutmenschenum hat der Koch also gebändigt. Hier ist kein Gesundheitsfanatiker auf Missionsreise zu nachhaltig vegetarischem Lebensstil unterwegs. Auch was aus Öko-Anbau stammt, soll schmecken. Gemüse nimmt er nur, wenn es ihm passt. Und apropos Frische: Watson-Brawn setzt die Gäste nah an die Küche an einen Tresen. „Die Speisen werden punktgenau direkt vor den Augen der Gäste zubereitet. Lange Service-Wege von der Küche an den Tisch können wir uns so sparen.“

Gerade einmal zwölf Gäste werden im „Ernst“ Platz finden. Deshalb ist das Ticket-System so wichtig. „Wenn bei so wenigen Plätzen mal zwei frei bleiben, weil eine Reservierung einfach nicht kommt, könnte das auf Dauer ein finanzielles Problem werden.“ Wer vorher zahlt, erscheint auf jeden Fall. Für den Kanadier ist die überschaubare Größe dennoch perfekt. „Beim Besuch im Restaurant ist das Essen nur eine Komponente für einen schönen Abend, so wie die Musik bei einem Konzert nur einen Teil ausmacht“, sagt Watson-Brawn. „Die anderen Komponenten sind gute Gespräche und eine tolle Stimmung.“ Und die kann man nicht in Brandenburg kaufen. ◀

FOTO: HANDE MEERGAAS



KANN MAN KUNST SCHMECKEN?

ENTDECKEN SIE DIE 3. MUMM ART-EDITION.
EXKLUSIV GESTALTET VON KUSTAA SAKSI. AB APRIL IM HANDEL. NUR FÜR KURZE ZEIT.

WWW.MUMM-SEKT.DE

f @ #MUMMSEKT



Am Seil: Karl Gabl ist auch in den Bergen seinen Weg gegangen, hier am Südostpfeiler des 3056 Meter hohen Patteriol in der Tiroler Verwallgruppe.

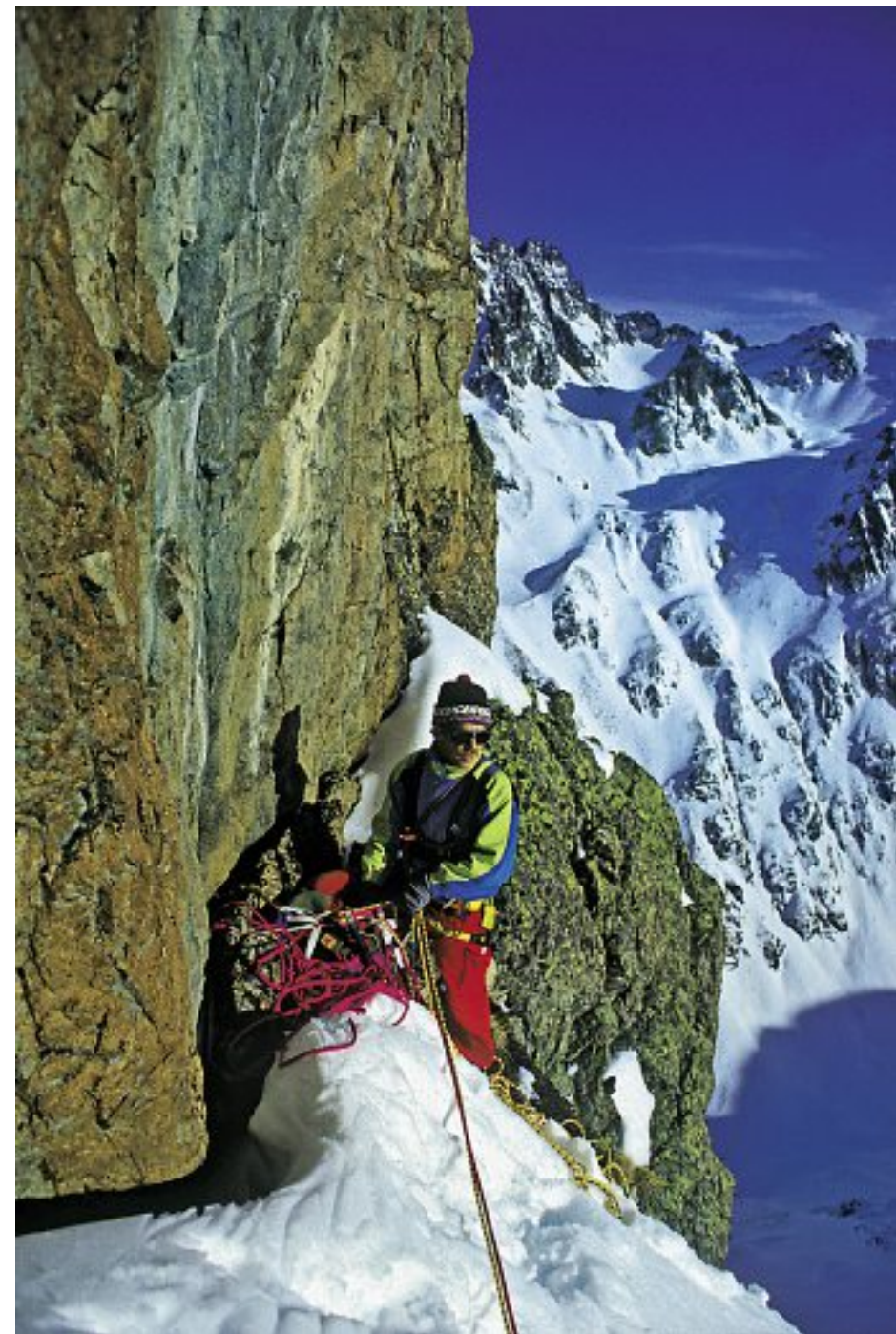
Chronistin Liz Hawley ergab, dass von Anfang der fünfziger Jahre bis 1990 die Chance, den Gipfel eines der hohen Achtausender jenseits der 8500 Meter zu erreichen, bei zwölf Prozent lag. Heute beträgt sie mehr als 30 Prozent.

Gabl schätzt, dass die Qualität einer Fünf- bis Sechs-Tage-Prognose heute so gut ist wie vor 30 Jahren die Vorhersage für den nächsten Tag. Die Wettermodelle haben sich erheblich verbessert, nicht zuletzt dank der höheren Computerleistungen, die all die Rechnungen, die für die Modelle nötig sind, schneller bewältigen. „Dass die Bergsteiger heute oft so gute Prognosen haben, ist vor allem der Wissenschaft zu verdanken, der Forschung, den Rechenzentren“, sagt Gabl. Bergsteiger wie Dujmovits sagen: Die Anerkennung für diese Weiterentwicklung gebührt zu einem großen Teil auch Karl Gabl. „Ich war ihm in manchen Situationen unendlich dankbar“, sagt Dujmovits. „Meine kommerziellen Expeditionen wie auch die mit Gerlinde Kaltenbrunner hätten nie so gut hingehauen, wenn wir seine Wetterberichte nicht gehabt hätten.“

Was verbirgt sich also genau hinter Gabls Gabe? Der Wettermann macht daraus kein Geheimnis. Er bittet an den Laptop auf dem Wohnzimmertisch. Darin steckt die Basis seiner Arbeit: eine gewaltige Menge Wetterdaten, gesammelt durch Sonden, Ballone, Stationen in aller Welt, zur Verfügung gestellt von Wetterdiensten aus vielen Ländern. Gabl scannt die Messwerte, die Prognosen, die Modelle für die unterschiedlichen Höhenlagen, er zoomt sich nach Nepal, Pakistan oder Patagonien, zieht auf den Wetterkarten mit Sturmtiefs oder Kaltfronten über die Gebirgszüge. Er sieht, wann Windgeschwindigkeiten, Niederschlagsmengen und Temperaturen den Aufstieg unmöglich machen, wann der Jetstream, der Höhenwind, mit Böen von 250 Kilometern pro Stunde und mehr zum Ausharren im Basislager zwingt oder wann ruhigere Phasen dazwischen den Bergsteigern eine Aussicht auf den Gipfel eröffnen.

Das kann eine Sache von Minuten sein – wie bei der ersten Winterbesteigung eines Achtausenders im Karakorum durch Simone Moro, den Kasachen Denis Urubko und den Amerikaner Cory Richards 2011 am Gasherbrum II (8034 Meter). Damals prognostizierte Gabl für den 2. Februar ein Wetterfenster von 36 Stunden, in dem Temperaturen um minus 35 Grad und Windgeschwindigkeiten von 65 Kilometern pro Stunde in 8000 Metern herrschen sollten – was garstig klingt, im Winter im Karakorum aber fast schon eine Einladung ist. Der Haken: Bis 2. Februar, 12 Uhr, müssten sie unbedingt umkehren, warnte Gabl, egal wo sie seien. Danach drohten heftige Schneefälle. Die drei stiegen auf, bei widrigster Witterung. Das Wetter wurde besser, sie erreichten den Gipfel um 11.38 Uhr. Schnell zogen wieder dichte Wolken auf, der Abstieg verzögerte sich durch schlechte Sicht und starken Schneefall. Unterhalb von Lager 1 wurden sie von einer Lawine mitgerissen – kamen aber mit dem Schrecken davon.

Alle Daten, die Gabl nutzt, sind öffentlich und für jedermann zugänglich. Wenige



aber können aus den Windpfeilen und Strömungslinien, den Grafiken und Tabellen so viel herauslesen, sie so gut in Prognosen übersetzen wie er. Nach dem Meteorologie-Studium leitete Gabl gut 30 Jahre lang die Wetterdienststelle der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Innsbruck. Er arbeitete in der Bergführer-Ausbildung, verbesserte die Unfallprävention, initiierte telefonische Wetterdienste und den Alpenvereins-Wetterbericht.

Seine alpinistische Erfahrung kam ihm dabei zugute. Gabl ist Berg- und Skiführer, er hat klassische Kletterrouten der Alpen durchstiegen und 1970 bei der Expedition zum Noshaq (7492 Meter), dem höchsten Berg Afghanistans, einen Höhenweltrekord für Skibersteiger aufgestellt. Mit 66 Jahren stand er auf dem Gipfel des Putha Hiunchuli (7246 Meter) in Nepal. Gabl kennt die Eigenheiten der Regionen, mit denen er zu tun hat: „Ich bin kein golfspielender Meteorologe. Jede Falte im Gesicht ein Fünfständer.“

Zweimal versuchte er sich an einem Achtausender. Am Cho Oyu (8201 Meter) erreichte er 1995 eine Höhe von



Am Schirm: Gabl analysiert viele Wetterdaten.

7750 Metern. Dann entschloss er sich umzukehren, weil ihm sonst schwere Erfrierungen gedroht hätten – und das war ihm kein Gipfel der Welt wert.

Gabl weiß, wovon er spricht, wenn er am Satellitentelefon Bergsteiger berät. Er kann ihre Situation nachfühlen, er trifft den richtigen Ton, auch wenn im Hintergrund der Höhensturm an den Zelten zerrt. Die Bergsteiger wissen das zu schätzen, seine fundierten Informationen, die anschaulichen Erklärungen, die moralische Unterstützung. „Er sagt nie: Ihr müsst im Basislager bleiben, oder ihr müsst starten“, sagt Dujmovits. „Er trägt seine Vorstellungen vor, aber die letzte Entscheidung überlässt er uns. Der Antrieb muss immer von einem selbst kommen.“

Gabl hat über die Jahre Hunderte Expeditionen beraten. Oft rufen ihn Bergsteiger an, die er gar nicht kennt, mit der Bitte um eine Prognose für Everest, Elbrus oder einen anderen Gipfel. Manchmal klingelte es, als Gabl gerade selbst beim Klettern oder Skifahren war. Er bat dann gewöhnlich um Rückruf – und hatte, als es Stunden später wieder läutete, die fertige Prognose parat. Die Verlässlichkeit, die Gewissheit, ihn in Notsituationen immer erreichen zu können, auch mal nachts, war für viele eine entscheidende Hilfe.

Gabl hat das immer als Freundschaftsdienst verstanden. Bis heute hat er für seine Unterstützung bei Expeditionen nie Geld verlangt. Weil es ihm so lieber ist, weil er seine Arbeit unter dem Motto „Mehr Sicherheit am Berg“ sieht, und weil auch ein „Wetter-Gott“ nach so vielen Jahren noch Furcht vor Fehlprognosen haben kann – denn die können im Extremfall

fatal sein. „Man könnte ja der Vater vieler Bergsteiger sein, da hat man schon fast elterliche Gefühle“, sagt Gabl.

Das Leben in der Natur sicherer machen – das war immer einer der Impulse, die ihn antrieben, schon als Kind. Damals war es die Flutkatastrophe 1953 in den Niederlanden, als fast 2000 Menschen ums Leben kamen, die Interesse am Wetter weckte. Oder der Lawinentod einer Mitschülerin ein Jahr später. Die Gefahren der Berge waren in seiner Kindheit in St. Anton am Arlberg allgegenwärtig. Allein im Winter 1954 kamen in Österreich 143 Personen durch Lawinen ums Leben.

Im Januar 1976 wurde seine Kusine Gertrud Gabl, eine der besten Skirennläuferinnen der Welt und Siegerin des Gesamtweltcups 1969, beim Skifahren in St. Anton von einer Lawine verschüttet. Gabl war bei der Suche dabei. Die Bergretter konnten seine Kusine nur noch tot bergen. Im März 1988 kamen 70 Meter östlich von Gabls Haus sieben Nachbarn durch eine Lawine ums Leben. Von den 25 Bergführern, mit denen er 1975 seine Prüfung ablegte, haben bis heute neun ihr Leben in den Bergen verloren.

Solche Unglücksfälle lassen Gabl nicht ruhen. Er hat viel dazu beigetragen, dass Bergsteiger heute besser über das Wetter informiert sind, dass es auf ausgewiesenen Skipisten fast keine Lawinentoten mehr gibt, und dass die Zahl der Lawinentoten in Österreich seit den fünfziger Jahren fast auf einem Niveau geblieben ist, obwohl heute viel mehr Menschen in den Bergen unterwegs sind.

Nun ist Gabl im Ruhestand, eigentlich. Er hat ein Buch geschrieben über seine Erfahrungen in den Bergen, er geht immer noch gern Skifahren, Langlaufen, Bergsteigen, demnächst in Bhutan und Bolivien. Und natürlich kommen auch immer noch Anfragen. Gabl beantwortet sie gern, besonders wenn es um Bergsteiger geht, die durch den jahrelangen Kontakt, auch in Extremsituationen, zu Freunden geworden sind. Wie Dujmovits. Beim gescheiterten Gipfelversuch 1995 am Cho Oyu war Gabl beim Abstieg so enttäuscht und erschöpft gewesen, dass er ein Zelt am Berg hatte stehen lassen. „Als ich davon erfuhr“, sagt Dujmovits, „war es für mich selbstverständlich, dass ich das Zelt mit runterbringe und ihm zuschicke. Ich glaube, das hat er sich gemerkt.“

Die beiden verbindet auch eine der wenigen Fehlprognosen Gabls. 2007 am Manaslu (8163 Meter) war Dujmovits gerade dabei, die Route für seine Gruppe zu versichern, als Gabls Wettermodell einige Schauer anzeigte. Nicht schlimm, meinte Gabl, kein Grund abzusteigen. Aus den paar Schauern wurden dann 60 Zentimeter Neuschnee – und hohe Lawinengefahr. Dujmovits musste abbrechen und war heilfroh, als er wieder gesund unten im Basislager war. „Er hat sich dann tausendmal entschuldigt, was es aber gar nicht gebraucht hätte“, sagt Dujmovits. Im zweiten Anlauf war seine Gruppe dann erfolgreich.

So wird Karl Gabl wohl wieder am Laptop sitzen, wenn Dujmovits in diesem Frühjahr zum Mount Everest (8848 Meter) aufbricht, dem einzigen der 14 Achtausender, den er mit Hilfe von künstlichem Sauerstoff bestiegen hat. Zum achten Mal versucht er nun, ihn ohne Flaschensauerstoff zu ersteigen. Er wolle Gabl dabei nicht über Gebühr strapazieren, sagt Dujmovits, zwei Anrufe nur, einer aus dem Basislager, einer vor dem Gipfel. Das muss reichen: „Er hat sich seine Pension wirklich verdient.“

Ralf Dujmovits kann sich noch gut erinnern. Juli 1999 in Pakistan, Basislager am Broad Peak (8051 Meter). „Es war gerammelt voll.“ Auch Dujmovits, später der erste Deutsche auf allen 14 Achtausendern, wollte eine Gruppe auf den Gipfel führen – wenn das Wetter endlich mal mitgespielt hätte. In die nervenzehrende Warterei platzte eine Nachricht aus Innsbruck: „Karl Gabl hat uns einen halben guten Tag vorausgesagt, in dreieinhalb Tagen.“ Das hieß: Um den halben Tag für den Gipfel zu erwischen, hätten sie im miserablen Wetter aufbrechen müssen. Was sie prompt taten.

„Die Leute im Basislager haben uns den Vogel gezeigt und gefragt: Was wollt ihr da oben bei dem Wetter?“ Unbeeindruckt stieg Dujmovits auf, zweieinhalb Tage lang, bei schwierigen Bedingungen, von Lager zu Lager. Als sie oben ankamen, war das Timing perfekt: Ein großer Teil der Gruppe erreichte den höchsten Punkt des Broad Peak. „Wir waren die einzigen in der ganzen Saison“, sagt Ralf Dujmovits, „die auf den Gipfel kamen.“

Geschichten wie diese haben den Ruf des Meteorologen Karl Gabl begründet. Es gibt Spitzenbergsteiger, die auf den Rat des 70 Jahre alten Österreichers schwören, die ihm blind vertrauen, sich strikt an seine Einschätzungen halten, ihren ganzen Zeitplan danach ausrichten. Wie der Italiener Simone Moro, dem vier Achtausender-Erstbesteigungen im Winter gelangen

ÜBER DIE WOLKEN

Auf diesen Mann hören die besten Bergsteiger der Welt. Der Meteorologe Karl Gabl ist mit seinen Prognosen zum „Wetter-Gott“ geworden.

Von Bernd Steinle

– in der Jahreszeit, in der die Wetterbedingungen in der Todeszone am extremsten sind, in der sie über Leben und Tod entscheiden.

Karl Gabl ist als „Wetter-Gott“ bezeichnet worden und als „Wetter-Papst“. Er selbst kann mit solchen Begriffen wenig anfangen. „Der Papst macht keine Fehler, ich mach’ mit meinen Prognosen sehr viele“, sagt er. Gabl freut sich über die Anerkennung, die er von den besten Alpinisten der Welt erfährt, aber er nimmt sie auch mit Gelassenheit, mit Distanz und Zurückhaltung. Und mit der Selbstironie eines Menschen, der zu viel gesehen hat im Leben, um nicht das Wichtige vom weniger Wichtigen trennen zu können. „Ich hab’ ja einen furchtbar guten Ruf, den ich gar nicht verdient hab’“, sagt er. „Ich bin nicht der große Zampano. Aber ich hab’ ein gutes Marketing: Jeder, der irgendwo oben war, erzählt in Vorträgen und Büchern, wie super es war.“

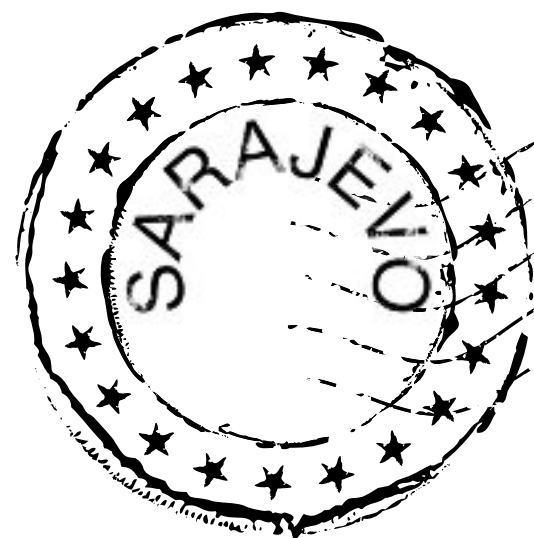
Das Höhenbergsteigen hat sich in den vergangenen Jahrzehnten dramatisch verändert: durch verbesserte Ausrüstung, innovative Bekleidung, detailliertes Kartenmaterial. Vor allem aber durch die Möglichkeit, verheerende Sturmkatastrophen genauso präzise vorhersagen zu können wie schmale Wetterfenster, die kurzzeitige Chancen auf den Gipfel eröffnen. „Der Wetterbericht“, sagt die deutsche Top-Alpinistin Alix von Melle, „hat das Höhenbergsteigen in den letzten Jahren revolutioniert.“ Eine Auswertung der Himalaja-

Jung und selbstbewusst mit Kopftuch trifft jung und selbstbewusst ohne Kopftuch: Wie gut das gesellschaftliche Nebeneinander und Miteinander funktioniert, kann man heute überall in Sarajevo beobachten.



Nicht alle Wunden des Krieges sind verheilt, manche bleiben absichtlich offen. An 100 Orten, an denen Menschen durch Granaten gestorben sind, haben Künstler die Einschlagspuren mit rotem Harz ausgegossen. Die „Rosen von Sarajevo“ erinnern daran, wie allgegenwärtig der Tod in dieser Zeit sein konnte.

Grüße aus



In Bosnien gibt es nicht nur guten türkischen Mokka, sondern auch hervorragenden Cappuccino. Bloß muss man dafür nach einem Kaffee mit Milch verlangen. Bestellt man Cappuccino, rührt einem der Barista einen Nescafé aus Pulver an. Viele bringen sich ihr Frühstück aus einer Bäckerei einfach selbst mit ins Café.



In den ersten Tagen sucht man in Sarajevo noch überall nach den Spuren der Belagerung. Wenn man die Kriegsschäden nicht mehr sieht, wird die Stadt zu einem Städtchen, umringt von grünen Bergen, mit einer schönen Altstadt voller Bauten aus osmanischer und österreich-ungarischer Zeit. Das kann man sich stundenlang anschauen.

Bosnien-Herzegovinas Hauptstadt hat ihren Frieden gefunden.

Von Christoph Borgans und Katharina Müller-Güldemeister



Der Basar sieht jenen in Kairo oder Istanbul ähnlich, hat aber zwei Vorteile: Man kann tausend und einmal an den Ständen mit Tand und Schmuck vorbeischiendern, ohne zu einem „special offer“ in den Laden gezerzt zu werden. Und die Kaffeeöpfchen und Kupferkunst kann man direkt bei den Handwerkern kaufen.

Zu Fuß oder mit einer der vielen Kutschen über die drei Kilometer lange „Große Allee“ – schon der Weg zur Quelle der Bosna ist ein Erlebnis. Besonders für die arabischen Touristen, die von dem wildromantischen Park am Stadtrand mit seinen knorrigen Bäumen, Brücken und Teichen gar nicht genug bekommen können.



Eine Campbell's-Suppenkonserve, wie sie Warhol gemalt haben könnte – von Gewehrkugeln durchlöchert. Es ist eine von vielen Kunst- und Werbeparodien, die das „Design Trio Sarajevo“ während der Belagerung von 1992 bis 1995 entworfen hat. Die Werke kann man in der Ausstellung der „Galerija 11/07/95“ sehen.





SAN LAM

Wenn sich der Designer Derek Lam nach klarer Luft und einer guten Aussicht sehnt, muss er New York verlassen. Ein Gespräch über seine Heimat.

Von Jennifer Wiebking

Wer Derek Lam in seinem Apartment am Gramercy Park besucht, vom Doorman unten am Eingang gesagt bekommt, in welche Etage man muss, und dann ein paar Minuten später durch die Wohnungstür tritt – der steht im Zuhause eines echten New Yorkers. Aus der Wohnung kommt Hund Roscoe, ein Irish Terrier, angelaufen und bellt. Auf einem Hocker liegt eine Ausgabe des „New Yorker“, Derek Lam bittet in die Library. Das weiche Sofa ist mit gelbem Samt bezogen, drumherum genug Bücher, um diese Ecke Bibliothek zu nennen. Rechts daneben an der Wand ein riesiger Chuck Close, der die Künstlerin Sienna Shields im Profil zeigt. Derek Lam und Jan-Hendrik Schlottmann, sein deutscher Ehemann und Geschäftspartner des gemeinsamen Labels, haben es am Nachmittag, bevor Hurrikan Sandy den Stadtteil Chelsea im Herbst vor fünf Jahren verwüstete, dort in der Pace Gallery gekauft. Im Hintergrund spielt an diesem frühen Abend Jazzmusik.

Mit seiner Modemarke hat sich der Designer längst in New York etabliert, privat sowieso, wie man schon an der Lage seiner Wohnung am Gramercy Park erkennt. Aber wenn Derek Lam mal eine wirklich atemraubende Aussicht braucht, die selbst die Aussicht aus seinem Wohnzimmer auf die alten Bäume im Park gegenüber topppt, dann muss er nach Hause fahren: nach San Francisco.

„Die Stadt, das Wasser, einfach großartig“, sagt Derek Lam. „Und darüber die Golden Gate Bridge. Dass diese alte Struktur wirklich den Ozean überbrückt, das beeindruckt mich immer noch.“ Derek Lam, 50 Jahre alt, kennt San Francisco noch aus der Zeit, bevor die Start-up-Welle rollte. „Und dann das Licht! Es ist so besonders, weil die Stadt an drei Seiten von Wasser umgeben ist.“ Auch dafür muss er nach San Francisco fahren. Das schafft er gut dreimal im Jahr. Selbst das Wetter, eigentlich ein Minus-Punkt für Touristen in der Bay-Area, sei vorhersehbar: „Es ist das ganze Jahr über schön. Nur im Sommer wird es gegen Nachmittag kalt.“

Derek Lam ist ein New Yorker, der sich immer noch an der Westküste zu Hause fühlt. „In jedem Fall mehr als an der Ostküste“, sagt er. „Den einzigen Ort, den ich hier so gut kenne wie die gesamte Westküste, ist eben New York.“ Seit er 20 Jahre alt ist, wohnt er hier. „Aber die Westküste macht einen großen Teil von mir aus.“ Da ist es nicht von Nachteil, dass den Bewohnern San Franciscos ein paar nette Eigenschaften zugeschrieben werden können. „Die Gegend ist von Leuten besiedelt, die sehr offen sind“, sagt Lam. „Es gibt dort viel weniger Regeln, egal, ob es um Mode geht oder allgemein um die Gesellschaft.“ Der Modemacher meint auch den Grund dafür zu kennen: „Von der Westküste schaut man immer auf den Pazifik, Richtung Horizont und Zukunft.“ Wenn an der Westküste der Abend hereinbricht, dann ist der neue Tag, je mehr man sich anstrengt, den Blick über den Pazifik schweifen zu lassen, dort schon längst in vollem Schwung.

Mit dieser Einstellung lebt es sich anders. „Das betrifft die Bildung, den Lebensstil, unser Essen.“ San Francisco gilt nicht umsonst als eine der europäischen Städte der Vereinigten Staaten. „Die Dinge haben sich dort sehr schnell geregelt. Die Stadt hat früh zu einer eigenen Identität



Die Stadt, die Luft, das Wasser: Früher wollten viele junge Menschen nach Los Angeles – heute bleiben sie in San Francisco.



gefunden, auch weil sie so weit entfernt von allem anderen war, geradezu isoliert und recht klein.“ San Francisco ist konservativ genug, dass Werte wie Familie, Zuhause, Bildung nicht genug betont werden können. „Und auf der anderen Seite steht die Stadt für gesellschaftlichen Fortschritt“, sagt Lam. Beispiele gibt es viele. Die Beats, die Hippies, die Schwulen, die sich hier schon immer selbstverständlicher ausleben konnten als an anderen Orten.

Kein Wunder, dass sich das Silicon Valley dort etabliert hat, wo man den nächsten Tag im Blick hat, „wo es so wirkt, als würde man in das Universum schauen“. Das Silicon Valley hat die Gegend spannend gemacht, sagt auch Derek Lam, der in einer historischen Stadt mit gutem Lebensstil aufwuchs, die aber nicht so viele Leute anzog. „Sie war nie so aufregend.“ Heute lassen sich die Leute dort wirklich gerne nieder. „Selbst die Hippies sind in ihrer Zeit ja weitergezogen“, sagt Lam. „Die Tech-Branche hat den größtmöglichen Wandel mit sich gebracht, den man sich für San Francisco hätte vorstellen können.“ Plötzlich richten sich hier viele Menschen auf ein Leben ein. „Es gibt viel mehr junge Leute. Früher wollten viele von denen so schnell wie möglich weg, Richtung Los Angeles.“

Derek Lams Mutter hingegen zog einst dorthin, nach San Francisco. Der Familie wegen. Seine Eltern lernten sich in Hongkong kennen, die Familie seines Vaters lebte seit Generationen in Amerika. „Als junger Mann war er in Asien auf Dienstreise, ich glaube auch, um zu sehen, wohin sein Leben ihn so bringen könnte“, sagt Lam über seinen Vater. Der Vater war damals 17 Jahre alt, heiratete eine Hongkong-Chinesin und zog mit ihr zurück nach San Francisco. Für Derek Lams Mutter sei es anfangs schwer gewesen, sich im neuen Leben einzufinden, nicht weil Amerika so fortschrittlich, sondern weil die Familie ihres Mannes so rückwärtsgewandt war. „Sie wuchs in der weltoffenen Stadt Hongkong auf“, sagt Derek Lam. „Wo hingegen die Familie meines Vaters aus einem Dorf in China kam.“ Ihre Gewohnheiten hätten sie mitgebracht, und in vielerlei Hinsicht hielten sie daran fest. „Für meine Mutter war das ein richtiger Kulturschock. Sie hatte in eine Familie geheiratet, die sehr altmodisch war.“

Das Paar bekam schnell Kinder, zunächst ein Mädchen, dann Derek, dann wieder ein Mädchen. Die Mutter bestand darauf, dass zu Hause Chinesisch gesprochen



Amerikanische Sportswear in Schwarz-Weiß: Derek Lams Entwürfe für dieses Frühjahr

wurde. Der Vater importierte Stoffe aus China über Hongkong, der Sohn verbrachte als Kind aber vor allem Zeit im Unternehmen seiner Großeltern, einer Fabrik für Kleider für Brautjungfern und Bräuten. „Ich war damals fünf, sechs Jahre alt und dachte, die Näherinnen würden zu unserer Familie gehören.“ Die Großmutter saß im Sessel, um alles zu beobachten, „auf einer Art Thron“. Für den Enkel war es der erste Kontakt mit der Mode.

Derek Lam wuchs südlich von San Francisco auf, in Hillsborough. Zur Mittelstufe kam er auf eine deutsch-lutherische Schule. Der Stundenplan wird sich also von Klasse 7 bis 10 nicht groß von dem seines heutigen Mannes unterscheiden haben; Jan-Hendrik Schlottmann wurde in Hamburg groß. Ein schöner Zufall. „Ich musste an meiner Schule Deutsch lernen und konnte es sprechen und lesen“, sagt Lam. Dann kam Französisch hinzu, und er verlernte wieder alles. Es gibt noch eine Parallele zu Hamburg: „San Francisco war gerade in der Zeit meiner Kindheit eine wichtige Hafenstadt. Wenn ich jetzt in Hamburg bin, erinnert mich das daran.“

Nach der High School zog er an die Ostküste, zunächst nach Boston, dann nach New York zum Studium an der Parsons Design School. In den Neunzigern begann er als Assistent von Michael Kors und zog dann nach Hongkong, um dort für einen Discounter zu arbeiten, G2000. Derek Lam war beruflich in Asien, wie einst sein Vater, und lernte dort 1997 ebenfalls seinen heutigen Ehepartner kennen. Nur nicht in Hongkong, sondern in Thailand. Die beiden zogen nach New York, Lam fing wieder bei Michael Kors an, nun als Design-Direktor, Schlottmann bei Prada, und dann begannen sie, über eine eigene Marke nachzudenken. Lam übernahm das Design, Schlottmann die Geschäfte. Spätestens als Barack Obama 2008 in den Wahlkampf zog und seine Frau Michelle viele Kleider von asiatisch-amerikanischen Designern trug, schaffte es auch Derek Lam vom Insider-Label zur Berühmtheit. Und einen Monat nachdem Barack Obama im Mai 2012 davon gesprochen hatte, das Recht auf gleichgeschlechtliche Ehe voranzubringen, heiratete das Paar.

Nach New York orientiert ist heute auch das Label, mit amerikanischer Sportswear im besten Sinne. Die unaufgeregten spannenden Tageskleider, die fließenden Hosen und die schmalen Mäntel lassen einen auch dann noch gut dastehen, wenn gegen Abend schon ein Dresscode herrscht. Die Teile gehen eigentlich immer, es sei denn, man muss damit über einen roten Teppich laufen. Deshalb ist Los Angeles in beruflicher Hinsicht für den Designer heute auf andere Weise ein Ding. Die großen Verleihungen sind nicht so sehr auf seinem Radar. „Bei dieser Art von Kleidern kommt es immer auf drei Fragen an: Ist es glänzend? Ist es eng? Ist es in Farbe? So entwerfe ich nicht.“

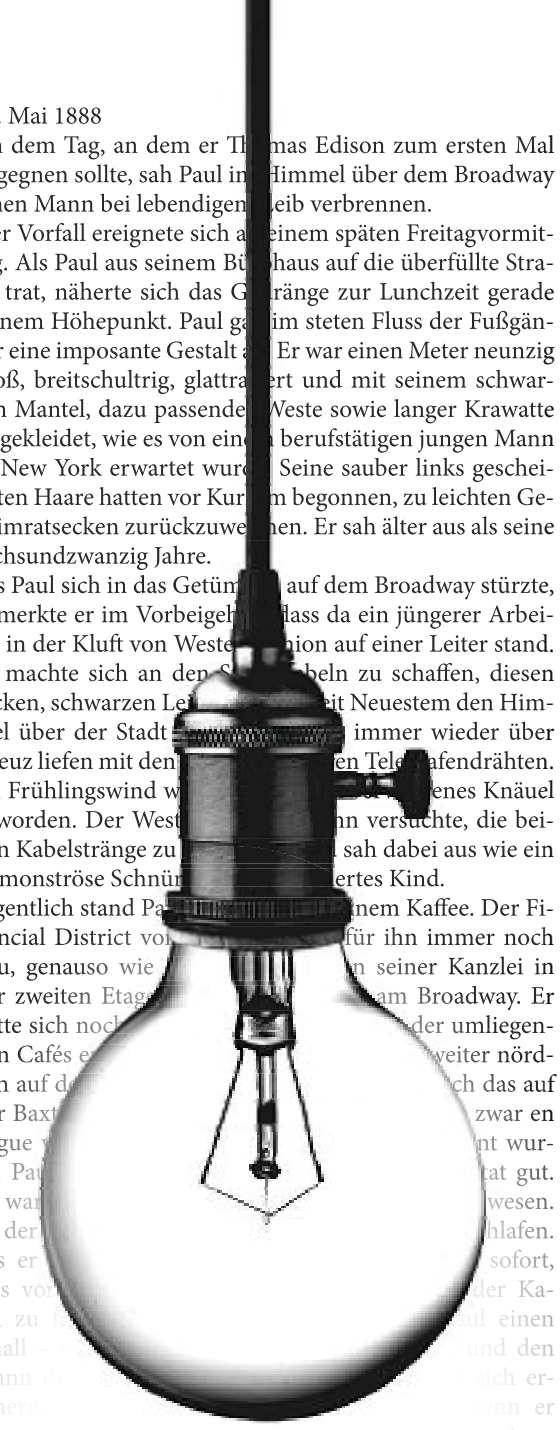
Dafür entwirft Derek Lam seit vergangenem Jahr Jeans, und sie lassen sich noch immer nirgendwo besser als in Los Angeles produzieren. Für sein Jeans-Geschäft muss er nun also auch öfter nach Los Angeles. Für einen Düsseldorfer wäre das so, wie nach Köln zu fahren. Oder fast so. „Als ich aufgewachsen bin, kam mir L.A. wie keine echte Stadt vor“, sagt er. Es gab ja keine Fußgängerzone. „Andererseits war es natürlich ein schöner Ort, denn es war warm. Man ist zum Aufwärmen dorthin gefahren.“

Heute interessiert sich Derek Lam auch für die Food-Szene dort, den Einfluss der Mexikaner. „Dennoch finde ich mich heute immer noch nicht so gut in der Stadt zurecht. Ich fahre kein Auto.“ Seine Jeans-Linie wird in L.A. aber auch so fertig. „Da sitzen die Gurus der Denim-Branche. Die Waschungen bekommt niemand besser hin als die Leute dort.“ Die „Crop Flare“, die verkürzte Schlaghose, ist gerade die beliebteste der sechs verschiedenen Styles. Trotzdem, seine Jeans mögen zwar aus L.A. kommen, sie laufen aber unter dem Namen der Zweitlinie des Labels, 10 Crosby, wie in Crosby Street, Hausnummer 10 – das ist die Adresse seines New Yorker Ladens.

11. Mai 1888

An dem Tag, an dem er Thomas Edison zum ersten Mal begegnen sollte, sah Paul im Himmel über dem Broadway einen Mann bei lebendigen Leib verbrennen. Der Vorfall ereignete sich an einem späten Freitagvormittag. Als Paul aus seinem Bürohaus auf die überfüllte Straße trat, näherte sich das Geschehen zur LUNCHZEIT gerade seinem Höhepunkt. Paul ging im steten Fluss der Fußgänger eine imposante Gestalt aus Er war einen Meter neunzig groß, breitschultrig, glattrasiert und mit seinem schwarzen Mantel, dazu passende Weste sowie langer Krawatte so gekleidet, wie es von einem berufstätigen jungen Mann in New York erwartet wurde. Seine sauber links gescheitelten Haare hatten vor Kurzem begonnen, zu leichten Geheimratsecken zurückzuweichen. Er sah älter aus als seine sechszwanzig Jahre.

Als Paul sich in das Getümmel auf dem Broadway stürzte, bemerkte er im Vorbeigehen, dass da ein jüngerer Arbeiter in der Kluft von Weste und Hose auf einer Leiter stand. Er machte sich an den Mann zu nähern, um diesen, diesen dicken, schwarzen Leinwandwesten mit Neuestem den Himmel über der Stadt zu überfliegen. Immer wieder über Kreuz liefen mit dem Mann ein Telefonadern. Im Frühling wind wühlte durch die Gassen eines Knäuel geworden. Der Westmann versuchte, die beiden Kabelstränge zu durchqueren, sah dabei aus wie ein in monstrosen Schnürschuhen gefasstes Kind. Eigentlich stand Paul mit seinem Kaffee. Der Financial District vor ihm war für ihn immer noch neu, genauso wie die Häuser in seiner Kanzlei in der zweiten Etage des Gebäudes am Broadway. Er hatte sich noch nie zuvor in der Gegend umliegenden Cafés oder Restaurants aufgehalten, aber er erinnerte sich an die Lage der Bäckerei, in der er seinen ersten Job angenommen hatte. Er war ein junger Mann, der auf der Suche nach der Arbeit war. Er hatte sich noch nie zuvor in der Gegend umliegenden Cafés oder Restaurants aufgehalten, aber er erinnerte sich an die Lage der Bäckerei, in der er seinen ersten Job angenommen hatte. Er war ein junger Mann, der auf der Suche nach der Arbeit war. Er hatte sich noch nie zuvor in der Gegend umliegenden Cafés oder Restaurants aufgehalten, aber er erinnerte sich an die Lage der Bäckerei, in der er seinen ersten Job angenommen hatte. Er war ein junger Mann, der auf der Suche nach der Arbeit war.



Bringt die Wahrheit ans Licht.



Eine dunkle Zeit voller Intrigen, Verrat und dem Streben nach Macht und Geld – packend und rasant erzählt.

Auch als Hörbuch und E-Book erhältlich



BÜCHER DER WECHSEL



Nur mit Schnurrbart und Feigenblatt: Eugen Sandow war berühmt für seinen wohlgestalteten Körper, den kein Sixpack besonders auszeichnete.



Sir Arthur Conan Doyle zählte zu seinen größten Fans. Und das nicht erst nach jenem Wintertag im Jahr 1904, als der Sherlock-Holmes-Erfinder nach einem Unfall unter seinem Wagen eingeklemmt worden war. Es dauerte eine Weile, bis genügend Helfer beisammen waren, um das Vehikel anzuheben, das sich überschlagen hatte, und Doyle zu befreien. Wie er später in seiner Autobiographie schrieb, können wohl nur wenige Menschen von sich behaupten, „dass sie eine Tonne Gewicht ausgehalten haben, ohne danach gelähmt zu sein“. Seine körperliche Unversehrtheit habe er dabei vor allem einem Mann zu verdanken: Eugen Sandow. Mit ihm trainierte der damals 45 Jahre alte Doyle regelmäßig. Dadurch sei die Muskulatur seines Körpers so gekräftigt gewesen, dass sie dem Gewicht des Automobils standhielt.

In Sandows Institut für Körperkultur an der St. James's Street in London ertüchtigten sich damals Hunderte auch prominente Kunden. Sandow hatte das erste Fitnessstudio der Welt im Sommer 1897 gegründet. In Anzeigenkampagnen versprach er Männern, die seinem Training folgten, einen nicht unbeträchtlichen Muskelzuwachs: innerhalb von nur drei Monaten acht Zentimeter mehr Brustumfang, fünf Zentimeter dickere Oberarme, vier Zentimeter dickere Waden.

Die Männer kamen in Scharen oder folgten seinen Anweisungen in einem seiner anderen Studios, die er nach und nach im Königreich eröffnete. Wenn ihnen das Geld fehlte, trainierten sie nach Sandows Vorgaben einfach zu Hause. Dafür verschickte er Newsletter an Tausende Abonnenten und gab eigene Zeitschriften heraus. Sein Erfolg war immens, galt er doch nicht nur als der stärkste Mann der Welt, sondern auch als der perfekt gebaute. Im Jahr 1897, gerade 30 Jahre alt, soll er bei einer Größe von knapp 1,80 Meter und einem Gewicht von 95 Kilogramm einen

STARK

Vor 150 Jahren wurde Eugen Sandow geboren, der „Vater des Bodybuildings“.

Von Peter-Philipp Schmitt

Brustumfang von 157,5 Zentimetern (angespannt) gehabt haben, eine Taille von 73,5, einen Bizeps von 49,5 und Oberschenkel von 68,6 Zentimeter Umfang. Damit unterschied sich der Preuße von den grobschlächtigen und unförmigen Muskelprotzen, die über Jahrmärkte tingelten und in Zirkussen auftraten. Der wohlgestaltete Sandow galt als Gentleman – und als „Vater des Bodybuildings“.

Sandow ging es nicht nur um Kraft, sondern um Muskelaufbau. Er revolutionierte das Training entscheidend, wie Arnold Schwarzenegger (1,88 Meter, 106 Kilogramm, Brust 145, Taille 86, Bizeps 56, Oberschenkel 72 Zentimeter, ebenfalls mit 30 Jahren) anerkennend feststellte: Vor Sandow habe niemand eine Übung mehr als zwei Mal wiederholt, beschrieb der mehrfache Mr. Olympia und Mr. Universe Sandows Verdienste um seinen Sport. Im 19. Jahrhundert habe man geglaubt, Kraft bekomme man durch größtmögliches Gewicht. Dieses stemmte man einmal in die Höhe, um dann auszuruhen, bis

man bei Kräften war, um es wieder in die Höhe zu stemmen. Sandow hingegen sei der Erste gewesen, der 50 Mal eine Übung wiederholte – mit leichterem Gewicht. Diese Trainingsmethode macht ihn zu einem Idol unter Bodybuildern, die den Mann, der sonst fast vergessen ist, gut kennen: Jeder Mr. Olympia bekommt seit 1977 als Trophäe eine Figur überreicht, die Sandow darstellt. Die Statue zeigt ihn, nur mit Schnurrbart und Feigenblatt bekleidet, wie er eine Hantel hält.

Bis zum gefeierten Adonis war es ein weiter Weg. Auch Eugen Sandow, der am 2. April 1867 als Friedrich Wilhelm Müller in Königsberg in Preußen geboren wurde, begann seine Karriere in einem Wanderzirkus. Nach eigenen Angaben war sein Vater ein wohlhabender Kaufmann, der auch als Offizier in der preußischen Armee tapfer gedient hatte. Die Mutter sei russischer Abstammung gewesen, ihren Mädchennamen Sandow will er einge-deutscht und später für sich übernommen haben. Das klingt stimmig, stimmt aber

nicht. Der kleine Friedrich entstammte der unehelichen Liaison einer gewissen Wilhelmina Elisabeth Kresand, die 1876 starb. Seiner Herkunft schämte er sich zeitlebens, so dass er sich eine neue Biographie und einen vielsagenden Namen zulegte: Eugen kommt aus dem Griechischen und bedeutet „der Wohlgeborene“, Sandow scheint eine Anleihe aus dem Geburtsnamen Kresand der Mutter zu sein.

Ob er als Kind ein Schwächling war, der sich nur seiner Haut erwehren wollte, bleibt ebenso umstritten wie die von ihm verbreitete Geschichte, er habe in Göttingen und Brüssel unter anderem Anatomie studiert. Damit wollte er wohl dem weit verbreiteten Vorurteil entgegenwirken, einer wie er habe es nur in den Armen, nicht aber im Kopf. Dass er sich schon als Kind für Sport begeisterte und als Jugendlicher viel in der örtlichen Turnhalle trainierte, darf als Tatsache angesehen werden. Ob er aber wirklich erst auf einer Italienreise beim Anblick der antiken Heldenstatuen im Alter von 15 Jahren seine Begeisterung für die Körperkultur entdeckte, lässt sich nicht belegen.

Mit 18 lief Friedrich von zu Hause weg und begann als Kraftprotz für einen Zirkus zu arbeiten. Auch als Ringer und Modell für Künstler in Belgien, Holland, Frankreich und Italien betätigte er sich – unter anderem ist er unschwer als Kämpfer in der überlebensgroßen Marmorgruppe „Le Combat du Centaure“ (Kampf der Kentauren) von Gustave Crauk vor dem Rathaus des sechsten Pariser Arrondissements zu erkennen. Am Lido in Venedig entdeckte Edmund Aubrey Hunt den Einundzwanzigjährigen zufällig im Jahr 1888 beim Baden. Der amerikanische Künstler war begeistert von dem jungen Mann und malte ihn als Gladiator; das Gemälde hing später in Sandows Esszimmer. Hunt riet ihm, sein Glück in London zu versuchen. Dort gab es bereits einen „stärksten Mann der Welt“: Charles A. Sampson aus dem

Elsass, der mit Franz Bienkowski auftrat, bekannt als „Zyklop“, einem stiernackigen Neunzehnjährigen aus Hamburg.

Sampson war stets auf der Suche nach neuen Rivalen, die ihn im Royal Aquarium in Westminster herausforderten. Sandow tat ihm den Gefallen und besiegte zuerst „Cyclops“, was ihm 100 Pfund einbrachte, danach Sampson, wofür er sogar 500 Pfund bekam. Schon 100 Pfund waren ein Vielfaches dessen, was ein einfacher Arbeiter damals im Jahr verdiente.

Sandows erster Auftritt war legendär: Er erschien in Anzug und mit Monokel auf der Bühne. So einen bourgeoisen Muskelprotz hatte das Publikum noch nie gesehen. Erst als er sich entkleidet hatte und anfang, die Hanteln in die Höhe zu stemmen, sei das Gelächter verstummt. Noch am selben Abend bekam er einen Vertrag für eine eigene Show im Alhambra-Theater am Leicester Square. Fortan verbog er Eisenstangen, sprengte Ketten, trug mal ein Pferd, mal eine „Schwadron Soldaten“, einmal gar ein Klavier mit acht Musikern obendrauf. Oder er überlebte „Herkules' Tod“, bei dem ihm ein Gewicht von 680 Kilogramm auf den Brustkorb gelegt wurde. Bekanntermaßen waren einige der starken Männer Betrüger: Billiges Eisen wurde für Ketten verwendet, damit sie leichter gesprengt werden konnten; Hanteln wurden mit Sand gefüllt, der, nachdem sich ein Zuschauer überzeugt hatte, wie schwer das Ganze war, durch ein Loch herausrieselte; und so manches über Kopf getragene Pferd wurde an einem verborgenen Strick mit in die Höhe gezogen. Auch Sandow dürfte bei dem einen oder anderen seiner Tricks geschummelt haben.

Seine Vorstellungen waren trotzdem Wochen im voraus ausverkauft: Die noblen Damen des so prüden viktorianischen Zeitalters ließen sich den fast nackten Herkules genauso wenig entgehen wie König Eduard VII. und sein Sohn, der Prince of Wales. Als Georg V. ernannte er Sandow

im Jahr 1911 sogar zum Professor für wissenschaftlichen Körperkult.

Überliefert ist ein Auftritt 1892 an der Royal Military Academy in Woolwich vor Kadetten und Offizieren, über den die medizinische Fachzeitschrift „The Lancet“ berichtete. Die Arme hinter dem Kopf verschränkt, habe Sandow seinen Bizeps im Takt der Musik angespannt und wieder gelockert. Auf Zuruf habe er namentlich zu benennende Muskeln einzeln oder in Gruppen hervortreten lassen können. Ein Soldat, der den Körper mit seinen Händen befühlen durfte, beschrieb seine Empfindungen mit den Worten, es sei, als würde man über gewelltes Eisen streicheln.

Über Sandows Erfolg wurde viel geschrieben. Manche Forscher meinen, er lasse sich mit dem Aufkommen weiblichen Selbstbewusstseins im späten 19. Jahrhundert erklären. Frauen wollten plötzlich eigene Entscheidungen treffen – auch bei der Wahl ihres Ehemanns. Da seien echte Männer gefragt gewesen.

Zudem war seit Charles Darwin und mit Beginn der industriellen Revolution viel von „sozialer Degeneration“ die Rede. Gemeint war der Stadtmensch, der fern der Natur und ohne harte Arbeit langsam zum Schwächling mutierte. Erstaunlicherweise galt der fast nackte Sandow, der oft



wie ein in Stein gemeißelter antiker Held nur mit Feigenblatt auftrat, nicht als anstößig, während Schauspielerinnen auf der selben Bühne nicht einmal ihre Knöchel zeigen durften.

Im Sommer 1893 segelte Sandow erstmals in die Vereinigten Staaten – mit einem Vertrag für das Casino Theatre in New York in der Tasche. Die „New York Times“ schrieb damals begeistert: „Sandow is a wonderful creature.“ Sein Bizeps sei vielleicht nicht größer als bei manch anderen starken Männern, aber so einen Rücken und eine Brust habe es seit dem biblischen Samson auf Erden nicht mehr gegeben. Vom Harvard-Professor Dudley Sargent ließ sich der Gast aus Europa sogar vermessern. Sargents Ergebnis: perfekte männliche Proportionen. In Amerika traf er nicht nur Theodore Roosevelt, der sich gleich seinem Muskeltraining verschrieben haben soll, sondern auch Florenz Ziegfeld, der später mit seiner Show „Ziegfeld Follies“ weltberühmt wurde.

Mit dem europäischen Herkules feierte der amerikanische Produzent seine ersten Erfolge auf der Weltausstellung in Chicago – die Shows brachten Sandow unfassbare 2800 Dollar Honorar pro Woche ein, nicht eingerechnet das Extrageld, das er sich bei privaten Vorstellungen mit wohlhabenden Damen hinzuverdiente. Dabei soll er sich nach Recherchen seiner Biographen (etwa David Waller: „The Perfect Man: The Muscular Life and Times of Eugen Sandow, Victorian Strongman“) aber nie auf sexuelle Abenteuer eingelassen haben, zumindest ist kein Fall überliefert.

Sein Erfolg in Amerika wurde nur noch größer, als er als einer der ersten überhaupt vor eine Filmkamera trat. Am 10. März 1894 ließ er seine Muskeln für Thomas Alva Edison spielen, ein gutes Jahr bevor das neue Medium überhaupt mit den Brüdern Skladanowsky Europa erreichte. Der Film, gedreht im Edison Corporation's Studio in West Orange

(New Jersey), ist 50 Sekunden lang und im Besitz der Library of Congress in Washington DC, aber auch leicht auf Youtube zu finden. In Theatern in ganz Amerika war schon damals zu sehen, wie Sandow stolz sein Eightpack präsentiert.

Sandow bereiste fast die ganze Welt, wurde zur Marke auch in Indien, Australien und Neuseeland. Unter seinem Namen verkaufte er „gesundes und stärkendes Kakaopulver“ genauso wie Backpulver, das Kuchen die perfekte Form geben sollte. Zudem richtete er am 14. September 1901 in der Londoner Albert Hall vor 15.000 Zuschauern den ersten großen Bodybuilding-Wettbewerb der Welt aus. Richter waren neben Sandow der noch nicht gedadelte Arthur Conan Doyle und der Bildhauer Charles Lawes. 80 Männer standen auf der Bühne, Gewinner war ein William Joseph Murray aus Lancashire, der dafür ein hohes Preisgeld und eine goldene Statue von Eugen Sandow bekam.

Sandow, der 1904 britischer Staatsbürger wurde, zog sich mit 38 Jahren von den Bühnen zurück. Er war bis zu seinem vorzeitigen Tod mit 58 Jahren – wohl an einer Hirnblutung, die er in Folge eines Auto-unfalls erlitten hatte – ein wohlhabender Mann und glücklicher Familienvater. Mit seiner Frau Blanche Brookes und ihren beiden Töchtern Helen und Lorraine lebte er in einem vierstöckigen Haus an der Holland Park Avenue in Kensington, das seit 2009 Teil des „English Heritage“ und mit einer blauen Plakette als historisches Denkmal gekennzeichnet ist.

Großzügig unterstützte der Brite, der seine preußische Vergangenheit vergessen machen wollte, seine neue Heimat – spendete unter anderem 1500 Pfund für die Olympischen Spiele 1908 in London und 1000 Pfund für die Expeditionen von Ernest Shackleton und Douglas Mawson in die Antarktis. Ihm zu Ehren findet man noch heute im Osten des eisigen Kontinents einen „Mount Sandow“.

GOD BLESS YOU

John Berger ist gestorben. Erinnerungen an einen unangekündigten Besuch bei dem Autor in den französischen Alpen vor 20 Jahren.

Von Timo Fräsch

Platz. „Ich nenne ihn meinen Depressionsstuhl“, sagte er. „Nur wenn ich auf ihm sitze, muss ich ihn nicht sehen.“

Er fragte mich, welche deutschen Dichter mir gefielen. Ich nannte, ohne zu wissen, dass er ein Österreicher war: Erich Fried. John hatte ihn in London kennengelernt, wohin Fried vor den Nationalsozialisten geflohen war. „Ein angenehmer Mann, sehr ironisch, vor allem, wenn es um Frauen ging. Ich erinnere mich an Abende in meiner kleinen Wohnung – hätten seine Worte zeichnen können, die Wände wären voller Karikaturen gewesen.“ Dennoch habe Fried seine Traurigkeit nie ganz verbergen können. „Darin erinnerte er mich an Charlie Chaplin.“

Beverly brachte Kaffee in den Garten. Sie war Amerikanerin, „leider“, wie sie sagte. 2013 sollte ich nach vielen Jahren wieder eine Nachricht von ihrer Mail-

Adresse bekommen – die von ihrem Tod. John holte einen Brief aus dem Haus. Ich sollte das beigelegte Zettelchen, das auf deutsch beschrieben war, ins Englische übersetzen: „Wir bitten Sie im Namen der deutschen Polizei und der Bundespost um Verständnis für die Verspätung des Briefs. Ein kurzfristig nicht zu identifizierender, drahtartiger Gegenstand sei eine Halskette von ihr gewesen. Ich habe sie in der Küche ein, Beverly hatte Knoblauchspaghetti gekocht. Yves, der gemeinsame Sohn, drei Jahre älter als ich, war inzwischen aus dem nahen Genf zurückgekehrt, wo er einmal in der Woche eine Kunstschule besuchte, seine Freundin Sandra war da, außerdem noch Olivia und Fab, Freunde aus der Nachbargemeinde. „Wir haben dich gestern Abend mit deinem Rucksack auf der Straße gesehen“, sagte Fab zu mir, „aber du hast nicht den Finger ausgestreckt, sonst hätten wir dich mitgenommen.“

Ich erzählte ihnen von der vergangenen Nacht, wie ich gegen zehn Uhr abends in Panik mein Zelt im Wald zurückgelassen hatte, wegen der Schreie der Tiere, und wie ich mich schon mit dem Gedanken abfand, schlaflos umherzuirren, bis ich dann doch noch, gegen ein Uhr nachts, Licht in einer kleinen Pension sah, die froh war über den ersten Gast des Sommers. Alle lachten. Ich erinnere mich auch, dass sich Sandra und Yves, die in der Familie für den Honig zuständig waren, über den Umzug ihrer Bienenvölker in die Haare bekamen, dass wir über den Tod Lady Dianas sprachen, von dem ich hier oben nichts mitbekommen hatte, und dass Beverly und John, als sie gute Nacht sagten, weiße Bademäntel trugen.

In meinem Lieblingsroman von John fährt ein Vater mit seinem schweren Motorrad über die Alpen zur Hochzeit seiner Tochter. Sie ist krank und weiß, dass sie bald sterben wird. Als ich am nächsten Morgen hinter ihm auf seiner schwarzen 1100er-Honda saß, die Arme um seinen Körper geschlungen, er fuhr vorsichtig, damit ich mit meinem großen Rucksack nicht aus dem Gleichgewicht geriet, da hatte ich irgendwie das Gefühl, ein Teil von seiner Welt geworden zu sein. Am Bahnhof von Genf kaufte er mir ein paar Sandwiches für die Heimfahrt. „God bless you“, sagte er, der Marxist, zum Abschied. Gott segne Dich auch, John.

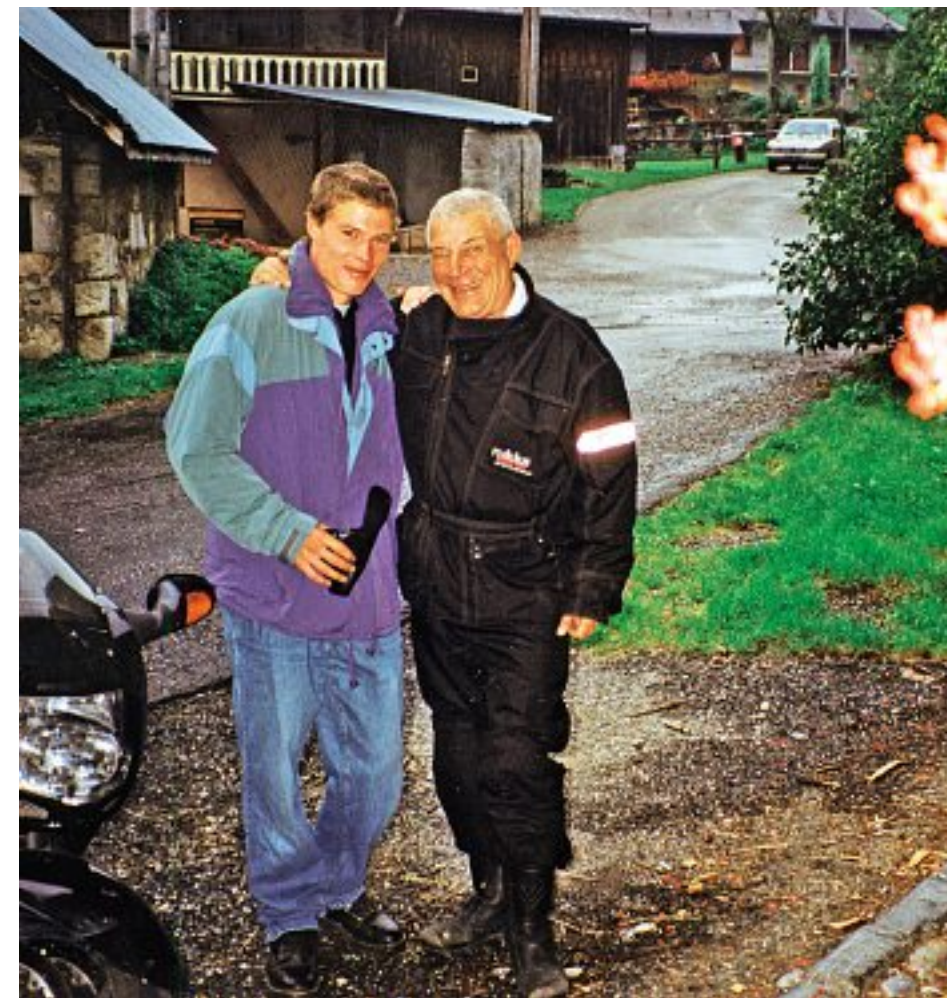
Essen lud mich John zu einem Spaziergang ein. Er führte mich auf eine Weide des Bauern, dem er manchmal beim Heumachen geholfen hatte, und er zeigte mir die Berge, die, wie er sagte, Quincy bewachten: den Môle, die Aravis-Kette.

Auch auf den Brief kam er nochmal zu sprechen. Er stamme von der kanadischen Schriftstellerin Anne Michaels, der verdächtige Gegenstand sei eine Halskette von ihr gewesen. „Wir hatten vor drei Jahren zum ersten Mal voneinander gehört. Damals waren bereits zwei Gedichtbände von ihr erschienen, die mich beide sehr berührten. Auch sie war wohl beeindruckt von dem, was ich tat, und so begannen wir einander zu schreiben. Zuletzt schickte sie mir das Manuskript ihres ersten Romans, ‚Fugitive Pieces‘, ich war begeistert und setzte mich bei meinem Verlag für ihn ein. Als Anne auf Lesereise nach Europa kam, wollten wir uns treffen. Drei Monate war sie hier – aber wir konnten uns nie so armarmen, wie wir uns das in den letzten Zeilen unserer zahlreichen Briefe wünschten. Gleich an dem Abend, an dem sie in Vancouver gelandet war, sagte sie zu mir am Telefon: ‚Dann sehen wir uns eben im Traum, in der Nacht auf den 2. September.‘“ Der 2. September würde morgen sein.

Abends fand sich die Familie in der Küche ein, Beverly hatte Knoblauchspaghetti gekocht. Yves, der gemeinsame Sohn, drei Jahre älter als ich, war inzwischen aus dem nahen Genf zurückgekehrt, wo er einmal in der Woche eine Kunstschule besuchte, seine Freundin Sandra war da, außerdem noch Olivia und Fab, Freunde aus der Nachbargemeinde. „Wir haben dich gestern Abend mit deinem Rucksack auf der Straße gesehen“, sagte Fab zu mir, „aber du hast nicht den Finger ausgestreckt, sonst hätten wir dich mitgenommen.“

Ich erzählte ihnen von der vergangenen Nacht, wie ich gegen zehn Uhr abends in Panik mein Zelt im Wald zurückgelassen hatte, wegen der Schreie der Tiere, und wie ich mich schon mit dem Gedanken abfand, schlaflos umherzuirren, bis ich dann doch noch, gegen ein Uhr nachts, Licht in einer kleinen Pension sah, die froh war über den ersten Gast des Sommers. Alle lachten. Ich erinnere mich auch, dass sich Sandra und Yves, die in der Familie für den Honig zuständig waren, über den Umzug ihrer Bienenvölker in die Haare bekamen, dass wir über den Tod Lady Dianas sprachen, von dem ich hier oben nichts mitbekommen hatte, und dass Beverly und John, als sie gute Nacht sagten, weiße Bademäntel trugen.

In meinem Lieblingsroman von John fährt ein Vater mit seinem schweren Motorrad über die Alpen zur Hochzeit seiner Tochter. Sie ist krank und weiß, dass sie bald sterben wird. Als ich am nächsten Morgen hinter ihm auf seiner schwarzen 1100er-Honda saß, die Arme um seinen Körper geschlungen, er fuhr vorsichtig, damit ich mit meinem großen Rucksack nicht aus dem Gleichgewicht geriet, da hatte ich irgendwie das Gefühl, ein Teil von seiner Welt geworden zu sein. Am Bahnhof von Genf kaufte er mir ein paar Sandwiches für die Heimfahrt. „God bless you“, sagte er, der Marxist, zum Abschied. Gott segne Dich auch, John.



In jungen Jahren: Unser Autor Timo Fräsch mit dem Schriftsteller John Berger, 1997 in Quincy



Große Bühne: Im Londoner DS Urban Store inszeniert Citroën sein neues Modell in prunkvollem Rahmen.

NEUWAGEN NEU WAGEN

Mit Mama und Papa zum Autohändler gehen, war gestern. Heute ist: Auto-Shopping in der Luxusboutique. Von Holger Appel

Die Zeiten, in denen Menschen vor dem Kauf ihres neuen Autos drei bis vier Mal zum Händler gelaufen sind und mit der ganzen Familie den halben Sonntag in dessen Halle verbracht haben, sind vorbei. Nur noch durchschnittlich 1,6 Mal kommt der Kunde heute ins Autohaus, bevor er einen Kaufvertrag unterzeichnet, hat der Importeursverband VDIK ausgerechnet. Und was tritt an die informative Leerstelle? Zeitungslektüre und, na klar, das Internet. Der persönliche Kontakt aber bleibe enorm wichtig, meinen die Hersteller, zumal irgendwann eine Probefahrt anstehe, weshalb es zumindest auf absehbare Zeit nicht zu einem Händlersterben kommen werde. Womöglich aber zu größeren Veränderungen in der Präsentation.

Die kühl gekachelte Ausstellungshalle hat längst keine Chance mehr. Pflanzen, Couch und Kaffeemaschine sind allorten Teil der guten Ausstattung. Doch damit nicht genug. Pop-up-Stores gehören mittlerweile zum Experimentierfeld einiger Anbieter. Der amerikanische Elektroautopionier Tesla zieht sogar dauerhaft in vergleichsweise kleine Gebäude mitten in den Fußgängerzonen der Großstädte.

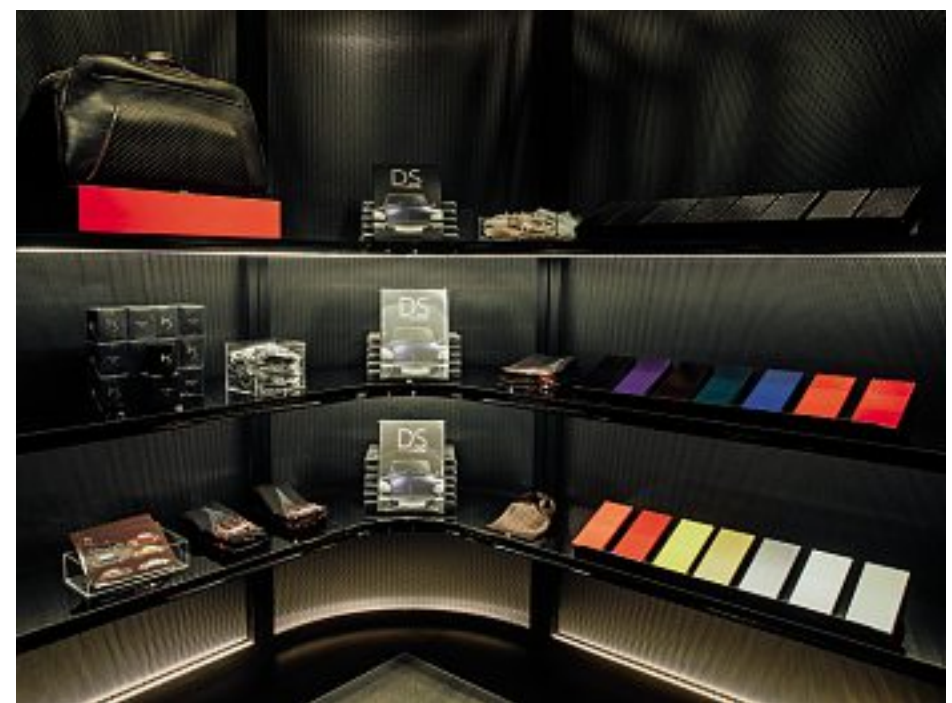
Noch einen Schritt weiter weg vom Auto und hin zum Lebensgefühl bewegt sich der in der Nische Anlauf nehmende Neuankömmling aus dem Hause Citroën. DS Urban Store heißt das jüngste Konzept, mit dem die Franzosen ihre automobile Haute Couture mitten in London an Mann und Frau bringen wollen. Rund 27 Millionen Besucher jährlich zählt das

Freizeit- und Einkaufszentrum Westfield, und eben dort hat auf 140 Quadratmetern nun der erste Urban Store eröffnet. Oder, wie Monsieur DS sagt: Wir laden zum Rendezvous mit der jungen französischen Premiummarke ein.

Die Treffen sollen grundsätzlich in hochwertigen Metropolregionen mit großen Besucherströmen gelingen, ohne das Auto im klassischen Sinne in den Mittelpunkt zu stellen. Manchmal muss ein einziges genügen, dafür sind Designmöbel, Vitrinen und Materialien zum Anfassen allgegenwärtig. Wo kaum Fahrzeuge stehen und sowieso schon wenig Platz ist, darf natürlich virtuelle Realität nicht fehlen: Mit entsprechenden Brillen wird der ganze Katalog der Möglichkeiten vor das Auge des staunenden Betrachters gespielt – auf dass er möglichst viele Kreuze auf dem ganz und gar realen Kaufvertrag setzen möge.

Seinen Urban Store gestaltet DS wie eine Luxusboutique: warme Farben, edle Düfte, anspruchsvolle Dekorelemente und hochwertige Beleuchtung sollen eine angenehme Atmosphäre herbeizaubern. Selbstredend dürfen allerlei Lifestyle-Accessoires nicht fehlen. Die Welt der Mode funktioniert wohl nach anderen Mechanismen als die der Technik.

Geht das Konzept auf? „Wir werden zahlreiche weitere Urban Stores eröffnen“, heißt es aus der Zentrale in Paris, wo die Marke schon seit einiger Zeit in der DS World genannten Mutter aller Stores das gesamte Jahr über mit einem kulturellen Rahmenprogramm mit Mode-, Design-, Kunst- und Gastronomie-Events Wege zum Neuwagen neu wagt. Der Pragmatiker, der zunächst auf die ausbaufähigen Absatzzahlen blickt, würde erst mal sagen: On verra.



Bildband statt Bremsscheibe: Der DS Urban Store bietet auch allerlei Lifestyle-Accessoires.

SIEH MAL AN



HÖR ZU

Die neuen Ohrhörer von Apple heißen AirPods. Sie wurden im Herbst angekündigt und sind nun für 180 Euro im Handel. Die AirPods haben ein eigenwilliges Design, werden in einer mitgelieferten Box geladen und eignen sich für Musikwiedergabe, Telefonie und Siri-Steuerung. Setzt man sie ins Ohr, werden sie automatisch aktiviert – auch bei laufender Musikwiedergabe oder während des Telefonats. Im Hintergrund übernimmt Bluetooth die Übertragung des Audio-Signals. Mit optischen Sensoren und Beschleunigungssensoren erkennen die AirPods, ob sie sich im Ohr befinden. Man kann sie im Monobetrieb einohrig betreiben, auch das wird selbsttätig erkannt. Nimmt man sie aus dem Ohr, pausiert die Wiedergabe. (misp.)



TÜR AUF

Manchmal stecken in kleinen Teilen große Ideen. Lange haben wir uns über verrutschende Kelle am Boden geärgert und die Tür daher lieber geschlossen gehalten. Jetzt klemmt der 3Stopp von Wagner unter der Kante – und bleibt, wo er ist. Das unscheinbare Kunststoffteil für gut fünf Euro lässt sich als Stopper vor und als Prallschutz hinter der Tür platzieren. In beiden Funktionen sitzt er dank des weichen Materials und einer Riffelung an der Unterseite wie festgenagelt. Die drei Keilformen an den Enden haben unterschiedliche Steigungswinkel. Wir haben keine Tür gefunden, an die nicht einer von ihnen gepasst hätte. Erhältlich in vier Farben direkt vom Hersteller. (Web.)



KLINGT GUT

Audio- und Lautsprecherspezialist Bose hat neue Kopfhörer angekündigt, die als Hörhilfe den Namen Hearphone tragen sollen. Die Hearphones sehen aus wie Ohrhörer, sie geben auch Musik wieder, sind aber zusätzlich mit Richtmikrofonen ausgestattet, damit ihr Träger in lauter Umgebung Gesprächen folgen kann. Wie bei Ohr- und Kopfhörern mit Nebengeräuschunterdrückung werden bei den Hearphones die Hintergrundgeräusche mit Antischalltechnik ausgeblendet oder reduziert. Mit einer App fürs Smartphone soll man den Klang anpassen können. Erscheinungstermin und Preis stehen noch nicht fest. (misp.)



„Freiheit, Freude und Liebe kann man körperlich erfahren“

Regisseur Luk Perceval über kapitalistischen Stress, morgendliches Meditieren, machohaftes Politik und Gelassenheit durch Yoga

Interview Thomas David
Foto Henning Bode

Ost und West: Luk Perceval, der am 30. Mai 60 Jahre alt wird, reist wegen seiner Yoga-Leidenschaft gerne nach Indien – unten ist er in Hampi zu sehen. Der aus Belgien stammende Theatermacher ist seit 2009 leitender Regisseur des Thalia-Theaters.



Herr Perceval, haben Sie heute morgen schon Yoga gemacht?
Nein, aber ich habe meditiert. Die morgendliche Meditationspraxis ist für mich so selbstverständlich wie das Zähneputzen. Vor 25 Jahren habe ich angefangen mit Zen-Meditation, aber inzwischen habe ich mich auf „Mindful Yoga“ spezialisiert, eine Verbindung von Zen-Meditationstechniken und Yoga-Asanas, in der die einzelnen Körperstellungen länger gehalten werden als etwa beim „Hatha Yoga“ und es noch mehr um Achtsamkeit geht. Das habe ich heute morgen gemacht. Zazen oder „Gesessen“ auf Zen-Deutsch.

Was haben Sie dabei erfahren?
Wie beim Zähneputzen eigentlich nichts Besonderes. Es geht eher darum zu gucken, welche Gedanken und Emotionen mich im Augenblick beschäftigen, welche unbewussten Prozesse in mir ablaufen und inwiefern ich damit liebevoll umgehen kann.

Genügt es dafür nicht, eine Zigarette zu rauchen?
Das könnte vielleicht tatsächlich reichen, aber wenn ich eine Zigarette rauche, rauche ich anschließend das ganze Päckchen, und das ist natürlich weniger gesund als Yoga und Meditation. Aber ich kann mir vorstellen, dass es Leute gibt, bei denen das funktioniert. Ich habe sogar mal mit einem Zen-Mönch gesprochen, der eine einzige Zigarette pro Tag rauchte und versuchte, den Genuss dieser Zigarette so stark zu erleben, dass er nicht süchtig wurde. Es wäre schön, wenn man so rauchen könnte, aber wie ich mich kenne, würde ich mich stattdessen bewusstlos rauchen. Das Beispiel zeigt, dass ich trotz jahrelanger Praxis noch immer am Anfang stehe, wobei man das im Zen-Buddhismus sogar anstrebt. Nur der „Beginner's Mind“ ist noch offen, weiß nichts, ist noch auf der Suche. Er ist sozusagen jungfräulich für jede Erfahrung, und wenn ich in den letzten zweieinhalb Jahrzehnten etwas gelernt habe, dann, dass es nicht so sehr darum geht, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, sondern um die Erfahrung des Augenblicks und mit dieser Erfahrung seinen Frieden zu finden. Es ist eines der Missverständnisse im Yoga, dass es um eine Wohlfühlerfahrung geht, um Wellness. Es geht vielmehr um die Akzeptanz deiner Grenzen, was manchmal einen wahren Kampf bedeutet.

Eine Akzeptanz des Unvermeidlichen, die vielleicht nicht nur denen helfen könnte, die sich auf die eine oder andere Weise bewusstlos stimulieren. Wäre Yoga ein idealer „State of Mind“ unserer leistungsorientierten Gesellschaft?
Unbedingt. Eines der großen Mankos unserer Kultur: dass es in ihr an dieser Akzeptanz fehlt. Das sieht man nicht nur daran, dass die Leute einen Mann wie Donald Trump wählen, sondern an dem gesamten Trend zum Rechtspopulismus. Die Menschen wählen eine Art von behaupteter Sicherheit, und das in einer Zeit, in der die Angstfokussierung durch den massiven Medienkonsum noch größer geworden ist. Die Menschen leben heute in einem größeren Bewusstsein für Krisen und Katastrophen denn je. Uns steht dank der Allgegenwart der Medien zwar ein enormes Wissen zur Verfügung, aber der einzelne Mensch ist dabei kleiner geworden und hat das Gefühl, keinen Einfluss mehr zu haben. Er ist so machtlos, dass er sogar die Demokratie für ein Fake hält. So wie früher die katholische Kirche den Menschen Angst einredete, um sie kontrollierbar zu machen, tun es heute die Medien, die Politik und das Kapital. Doch wenn eine Gesellschaft ihre Angst kultiviert, wachsen auch Hass, Abgrenzung und Rückzug in den Konservatismus, den wir jetzt überall erleben. Eine solche Gesellschaft braucht gewissermaßen ein Gegengewicht, das dem Menschen dazu verhilft, sich und seinen Mitmenschen wieder mehr zu vertrauen. Das ist etwas, das uns das Yoga lehren kann.

Indem ich einen Kopfstand mache oder eine „Kräbe“?
Man darf natürlich nicht nur über die Asanas sprechen. Yoga hat drei Zweige, und die Körperhaltungen sind nur einer davon. Außerdem gibt es das Pranayama, also die Atemübung, und die Meditation. Diese drei Wege führen zum Weltfrieden, aber der Weltfrieden beginnt mit dem Frieden mit dir selbst.

Wie könnten Sie einen Mann wie Donald Trump zum Yoga bewegen?
Trump schafft es nicht einmal, seine Frau in der Öffentlichkeit zu küssen, wie sollte er da Yoga machen können? Wir leben leider in einer Macho-Welt, in der ein Mann

alles sein darf, nur kein Weichei. Deshalb gucken einige Männer noch immer komisch, wenn man erzählt, dass man Yoga macht. Das passt nicht zum Männerbild unserer Gesellschaft, obwohl ich merke, dass sich das ändert. Immer mehr Männer praktizieren Yoga, weil es natürlich vor allem Männer sind, die Yoga nötig haben, wie man an einem Typen wie Trump sehen kann. Man erkennt schon an den Fernsehbildern, dass er kein glücklicher Mensch ist. Er hat sich so sehr ins Materielle verloren, und irgendwann zahlt er dafür einen Preis. Vielleicht zahlt er ihn sogar bereits. Ich glaube an die Selbstheilung der Natur, an die Balance der Kräfte, die sich früher oder später ausgleichen. Früher oder später wird auch dieser Mann an einen Punkt kommen, an dem er gezwungen sein wird, sich mit dem spirituellen Teil des Lebens auseinanderzusetzen, der so wesentlich ist wie der materielle. Man kann darauf vertrauen, dass Trump eines Tages damit konfrontiert werden wird.

Ursprünglich wurde Yoga ausschließlich von Männern praktiziert. Weshalb sind die meisten Yogakurse heute reine Frauenstunden?
Das hat mit der Verwandlung von Ost nach West zu tun. Yoga ist in einer vollkommen anderen Gesellschaft entstanden als der, in der wir hier im Westen leben. Ich war im Dezember in Indien. Da spürt man sofort, dass man entweder in dem erbarmungslosen Hamsterrad mitläuft, um zu überleben, oder einen vollkommenen Rückzug antreten muss. Im Zuge der New-Age-Bewegung wurde Yoga auch im Westen populär. Heute ist es meist ein rein kommerzielles Produkt, das in erster Linie Frauen anspricht, die sich in Form halten wollen. Das ist aber allenfalls ein Nebeneffekt. Im Wesentlichen ist Yoga eher eine Form von Selbstheilung, weshalb nun zunehmend auch Männer zum Yoga finden, die Probleme mit Burnout, Depressionen oder Stress haben.

Sie wurden im Mai 1957 in Flandern als Sohn eines Kneipenwirts geboren und sind auch in einer Macho-Welt aufgewachsen. Wie haben Sie zum Yoga gefunden?
Eigentlich verdanke ich das Shakespeare. Für die belgische Fassung meiner Inszenierung „Schlachten!“ habe ich in den neunziger Jahren viel über Shakespeare gelesen. Dabei bin ich auf einen Text gestoßen, in dem es um die spirituelle Dimension seines Werkes ging und darum, dass er den Buddhisten als „Bodhisattva“ gilt, also als eine Art von „Erleuchtungswesen“, das andere Menschen auf ihrem Weg zur Spiritualität inspiriert. Mich hat dieser Aspekt immer stärker fasziniert, weil ich erkannt habe, dass es sich dabei nicht um etwas Komisches oder Esoterisches handelte, sondern um etwas, das im Theater wesentlich ist. Wir gehen ins Theater aus der tiefen Sehnsucht, dem Menschen, der vor uns lebendig auf der Bühne steht, emotional und intellektuell zu begegnen. Das ist anders als im Kino, wo wir lediglich Bilder auf einer Leinwand betrachten. Im Theater steht der Schauspieler lebhaftig und vollkommen ungeschützt vor dir, und die meisten Theater sind so gebaut, dass das Publikum die Schauspieler gewissermaßen umarmt und in ihrer Verletzbarkeit schützt. Ich war nie auf einer Regieschule und bin nach meinen Anfängen als Schauspieler als Autodidakt Regisseur geworden. Als Schauspieler habe ich das Theater manchmal sogar gehasst. Ich fand es widerlich, sich entblößen zu müssen und im Abhängigkeitsverhältnis zum Regisseur und Intendanten zu stehen. Trotzdem waren aber irgendwie auch immer wieder Lust und Kraft da, und ich spürte mein Talent. Als Kind war ich Messdiener in einer katholischen Kirche, die natürlich ebenfalls von großer Theatralität ist. Das faszinierte mich so sehr wie die zentrale Idee, dass der Mensch letztlich aus seinem Leid befreit wird. Frustriert hat mich am Katholizismus allerdings, dass diese Befreiung erst nach dem Tod stattfindet. Das Theater wurde für mich zu einem Weg der Auseinandersetzung mit diesem Leiden, mit der Suche nach einer Befreiung, die ohne das Dogma der Kirche kommt und eine wirkliche Verbindung zu einem anderen Menschen ermöglicht, eine wirkliche Katharsis. In diesem Sinne ist das Theater ein spirituelles Ritual, in dem der Zuschauer eine Verbindung zu seinen Mitmenschen und dem Universum fühlen kann. Bei der Suche nach einer Antwort auf die Frage, weshalb mich dieser Aspekt des Theaters derart antreibt, bin ich bei der östlichen Philosophie gelandet, bei Leuten wie Jiddu Krishnamurti und Zen-Meister wie D.T. Suzuki. Es war schließlich ein logischer Schritt, das alles auch zu praktizieren.

Wann haben Sie mit dem Yoga angefangen?

Ich bin in den Achtzigern Schauspieler geworden, nicht wissend, warum eigentlich, und war nach fünf Jahren todkrank von dem Beruf, habe zu viel getrunken und war abhängig vom Erfolg. Aber Erfolg und Anerkennung schmelzen wie Schnee in der Sonne, davon allein kann man als Mensch nicht leben. Ich fing an zu inszenieren, weil ich über meine Kreativität selbst bestimmen wollte. Aber auch als Regisseur brauchst du Geld und bist abhängig vom Erfolg, um dein nächstes Projekt finanzieren zu können. Du bist ständig abhängig von der Gunst der anderen, und mit Mitte dreißig war ich total erschöpft und ausgehöhlt. Eine Freundin von mir kam damals mit einem Yogalehrer-Diplom aus Indien zurück nach Antwerpen. Bei ihr bin ich dann gelandet, nachdem mir ein Arzt empfohlen hatte, dringend etwas für meine Gesundheit zu tun, um meine Krise zu bewältigen und einen totalen Zusammenbruch zu vermeiden. Nach einer zweistündigen Yoga-Session habe ich mich so entspannt gefühlt wie eigentlich nie zuvor in meinem Leben. Über das Yoga habe ich einen Zustand erfahren, den ich bis heute brauche, um mich auf die Proben vorzubereiten. Ich bin kein Regisseur, der sich auf eine Inszenierung theoretisch vorbereitet. Ich arbeite gewissermaßen mit leeren Händen und gucke mir die Schauspieler beim Probieren an. Erst dann wird meine Phantasie freigesetzt, und es entstehen Ideen. Ich muss offen sein für die Intuition und den Instinkt der Schauspieler. Und um diese Offenheit herzustellen und selbst wie ein Spielkind zur Probe gehen zu können, brauche ich vorher Yoga.

Sie praktizieren vor den Proben auch gemeinsam mit den Schauspielern.

Die Schauspieler kommen immer weniger, stattdessen aber andere Mitarbeiter und Leute, die hier in der Gegend wohnen. Es sind alles Leute, denen bewusst geworden ist, dass sie selbst für ihr Leben verantwortlich sind. Nicht der Arzt, nicht die Medizin, nicht der Politiker oder wer auch immer. Wir leben in einer Kultur, in der uns schon als Heranwachsender beigebracht wird, die Verantwortung abzugeben, was schließlich dazu führt, dass wir auch Schuld übertragen oder zumindest bei anderen suchen. Irgendwann kommst du in deinem Leben aber an einen Punkt, an dem du entweder wie gehabt weiter machst und dennoch keinen einzigen Schritt vorankommst, oder sagst: „Nein, das ist mein Leben und auch meine eigene Verantwortung.“ Das ist ein großes Thema im Theater. Zumindest die deutschen Stadttheater sind riesige Systeme, in denen sich die Leute aus der Verantwortung stellen, indem sie sagen: „Dafür kann ich nichts, das verantwortet der Intendant, der Dramaturg und so weiter.“ Darin liegt für mich der große Unterschied zwischen einem Künstler und einem Ausfühler.

Zwischen dem Künstler und dem Dienstleister an seiner Arbeit.

Ein Künstler gestaltet sein Leben und übernimmt Verantwortung für sein Leben. Ein Dienstleister ist ein Dienstleister.

Ließe sich dieser Gedanke auf unsere Dienstleistungsgesellschaft übertragen?

Ja. Um nochmal auf Trump zurückzukommen: Ich glaube nicht nur, dass er irgendwann mit der Frage der Verantwortung für sein Leben konfrontiert werden wird, sondern wir alle. Trump ist längst dabei, ein neues System zu installieren, und irgendwann müssen wir uns fragen: „Weshalb haben wir nicht reagiert? Weshalb haben wir nichts vorausgesehen und alles unbeteiligt geschehen lassen?“

Könnte Yoga uns mehr Gelassenheit im Umgang mit politischen und anderen Krisen lehren?

Ich kann nur aus eigener Erfahrung sprechen. Was mich das Yoga gelehrt hat, ist auszuatmen und Vertrauen in mich selbst und meine Mitmenschen zu haben. Vom Yoga kannst du lernen, im Moment der Krise auszuatmen und mit dem umzugehen, was tatsächlich ist, und nicht mit den Angstphantasien deiner destruktiven Vorstellungskraft. Wir Menschen haben noch immer das Gehirn von Höhlenbewohnern, die ständig von allen möglichen Gefahren umzingelt waren. Wir leben aber im Jahr 2017, und viel hat sich verbessert. Wir leben länger, es gibt bessere hygienische Bedingungen, wir können Schulen besuchen und uns entwickeln. Statt Vertrauen zu haben,

„Freiheit, Freude und Liebe kann man körperlich erfahren“

befassen wir uns aber dennoch fortwährend mit unseren Ängsten. Yoga ist etwas, das in dieser Hinsicht eine ganz konkrete Hilfe sein kann und dem Menschen Vertrauen ins Leben schenkt.

Das indische Yoga wurde kürzlich von der Unesco zum immateriellen Weltkulturerbe erklärt. Aber ist der Erfolg unserer Wirtschaft nicht auch der Tatsache zu verdanken, dass unserer Gesellschaft die Gelassenheit des Yogi fehlt und wir von Ängsten, Gier und Ehrgeiz angetrieben sind? Ich glaube, unser großes Problem ist der Umgang mit dem Tod. Die Tatsache, dass wir den Sinn des Lebens nicht kapieren, seitdem wir den Glauben an Gott verloren haben. Wir müssen uns also ein Wertesystem schaffen, das dem Leben Sinn verleiht. Aber das gelingt nicht jedem, sodass sich viele Menschen selbstdestruktiv totenleben. In gewisser Weise hat dieses Verhalten unsere Welt tatsächlich beschleunigt, denn unser ganzes System ist auf Wachstum und Entwicklung gebaut, und Leute, die ihr eigenes Leben in hohem Tempo gegen die Wand fahren, können darin eine ganze Weile gut funktionieren. In einem solchen System muss ständig mehr produziert und immer mehr konsumiert werden. Aber jetzt sind wir an einem Punkt angelangt, an dem die Entwicklung der westlichen kapitalistischen Welt stagniert und es der Politik an Kreativität fehlt, mit dieser Stagnation umzugehen. Ich finde es interessant, dass ausgerechnet in diesem Moment ein Betrieb wie Google das unglaubliche Experiment einer neuen Arbeitskultur wagt und den Mitarbeitern eine Teilhabe am Gesamtprojekt ermöglicht, eine Mit- und Eigenverantwortung, die auch durch Yoga- und Meditationskurse unterstützt wird. Die Wirtschaft sucht also nach neuen Formen, um die Kreativität freizusetzen, die sie braucht, um ihr Wachstum fortzusetzen – aber auf eine vertrauensvolle Weise, die die Menschen nicht ihres Selbstwerts und ihrer Würde beraubt. In traditionelleren Arbeitsstrukturen erfahren viele Leute oft überhaupt keine Wertschätzung, weil sie komplett der Effizienz unterliegen. Ein alarmierendes Zeichen: Immer mehr Männer werden offenbar in immer jüngeren Jahren impotent, weil der Druck der Gesellschaft zu groß geworden ist. Während vor 100 Jahren die Frauen an Hysterie und einer sexuellen Blockade litten, ist das heute bei den Männern der Fall. Die Potenz unserer Gesellschaft stagniert ganz buchstäblich.

Weshalb hat es Ihnen nicht genügt, Yoga zu praktizieren? Sie haben außerdem eine Ausbildung zum Yogalehrer absolviert.



Mit Kollegen: Luk Perceval macht Yoga auf der Bühne.

Das hat vermutlich mit meinem Hintergrund zu tun. Theater ist im Kern das Teilen von Erfahrung, von Lebenserfahrung. Es erzählt davon, wie man die Welt sieht und das Leben erfährt, wie man eine höchstpersönliche Erfahrung auf eine höchstpersönliche Weise ausdrückt. Erfahrung teilen kann ich auch als Yogalehrer. Die Energie, die aus der Begegnung mit den Leuten entsteht, die auf ihren Yogamatten vor mir sitzen, ist ähnlich wie die im Theater, wo ich ebenfalls versuchen muss, aus der vorhandenen Energie etwas Lustvolles zu entwickeln. Das Wichtigste an der Theaterarbeit ist die Freude. Wenn ein Schauspieler oder ein Mitarbeiter keinen Bock auf die Probe hat, läuft etwas falsch. Es muss Lust herrschen, etwas zu kreieren, so wie eigentlich jeder einzelne in unserer Gesellschaft Lust haben sollte, durch den Tag zu kommen und seine Arbeit zu machen.

... Lust haben sollte auf sein eigenes Leben.

Ja, das ist wesentlich, und dabei hilft Yoga total.

Sie hatten mal den Plan, weniger im Theater und zunehmend als Yogalehrer zu arbeiten. Nun haben Sie Ihren Vertrag am Hamburger Thalia Theater vorzeitig beendet, um in Belgien ein internationales Ensemble aufzubauen. Wird Ihnen Zeit für Ihre Arbeit als Yogalehrer bleiben? Zumindest habe ich die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, zumal mein belgisches Vorhaben aus Geldmangel zu scheitern droht. Ich glaube nicht mehr daran und habe deshalb beschlossen, zukünftig nur noch das zu machen, worauf ich Lust habe. Vielleicht gehe ich mal ein paar Monate in ein Ashram und mache nur noch Yoga. Ich werde bis zum Sommer abwarten und sehen, welche Richtung mein Leben nimmt.

Sie befinden sich also an einem Punkt, an dem Sie sich in dem üben können, was man im Yoga „Surrender“ nennt. So ist es. Das ist genau dieser Moment, an dem man nur sagen kann: „Breathe and let go.“

Macht Ihnen das Angst?

Angst nicht, aber natürlich denke ich manchmal: Mein Gott, wo wird mich das Leben jetzt hinführen? Andererseits habe ich viele interessante Angebote und könnte als Freelancer nur die Dinge tun, auf die ich Lust habe.

Was nennt man im Buddhismus den „Monkey Mind“?

Der „Monkey Mind“ ist der ruhelose Geist, den wir alle haben. Er springt wie ein Affe von Zweig zu Zweig, ist ständig von allen möglichen Dingen abgelenkt. Im Unterschied zum „Buddha Mind“, dem Uratem, der uns zu lebendigen Wesen macht und mit allem verbindet, ist der „Monkey Mind“ täglich von unendlich vielen Reizen und Impulsen beeinflusst. Der „Buddha Mind“ braucht die Stille, er fokussiert sich auf den Atem, auf das Innere, auf unser parasympathisches Nervensystem, in dem die Selbstheilung des Körpers beginnt. Der „Monkey Mind“ bewegt sich im sympathischen Nervensystem, dem Stresssystem, das ständig in Kampf- und Fluchtbereitschaft ist, das die Umgebung immer nach möglichen Gefahren abscannt und uns krank macht.

Ist der „Monkey Mind“ männlich oder weiblich?

Ich glaube, er ist beides.

„Yoga ist das Wissen über das menschliche Wesen“, heißt es in einem Kommentar zum „Yogasutra“ des Patanjali, einem der Ursprungstexte des Yoga. Das gleiche könnte man über Ihr Theater sagen. Was hat Sie Ihre Auseinandersetzung mit dem Theater und dem Yoga über das menschliche Wesen gelehrt? Es hat mich viel über mich selbst gelehrt. Es klingt vielleicht pathetisch, aber es hat mich die Freiheit und die Freude gelehrt und letztlich die Liebe, die daraus entsteht. Die tiefste Sehnsucht jedes Menschen ist es, diese Freiheit, Freude und Liebe zu empfinden – egal, wie ekelhaft er uns auf der Bühne oder in der Weltgeschichte erscheint. Glück ist mir als Begriff zu abstrakt. Aber Freiheit, Freude und Liebe sind Begriffe, die körperlich erfahrbar sind. Ich habe gelernt, dass ich Freiheit ermöglichen muss, um sie selbst zu erfahren. Dass ich Freude suchen muss, um sie zu finden, und Vertrauen und Liebe in andere Menschen investieren muss, um diese Liebe selbst spüren zu können. Wir sind Menschen, die alle die gleichen Ängste haben, die gleiche Sehnsucht nach Schutz und Liebe und danach, gesehen und gehört zu werden. Das gilt sogar für einen Typen wie Donald Trump. ◀

FOTOS: HENNING BOEDE, PRIVAT

FOTOS: ANDREA FROGMANN



Am 22. März wird sie gesegnet: Noch ist die Grabkapelle (Ädikula) in der Grabeskirche eingerüstet.

Am Grab Jesu durchzuckt ein greller weißer Lichtschein das ewige Halbdunkel der Kirche. Der griechische Bauarbeiter zieht seinen fauchenden Plasmaschneider durch den historischen Stahlträger. „Bengal Steel Company“ steht darauf, eine Erinnerung an vergangene Kolonialzeiten. Die britische Mandatsmacht hatte die Grabkapelle, die nach einem Erdbeben einsturzgefährdet war, 1947 mit einem Stahlkorsett versehen. „Wir erleben einen historischen Moment“, sagt Antonia Moropoulou, bevor der Arbeiter sein Gerät wieder ans Metall anlegt.

DAS GRAB LEBT

Bei der Renovierung der Grabeskirche in Jerusalem wird ein 500 Jahre altes Geheimnis gelüftet.

Von Jochen Stahnke

Die Arbeiten an der maroden Kapelle hatten vergangenes Jahr in letzter Minute begonnen, als der heiligste Schrein der Christenheit schon über dem Jesusgrab zusammenzustürzen drohte. Jetzt nähern sie sich dem Ende. Moropoulous Mannschaft hat Titanium und Kalkmörtel in das Gemäuer eingesetzt und es erdbebensicher gemacht. Wenn die Grabkapelle am 22. März wieder gesegnet wird, dann ist sie so zu sehen wie vor Jahrhunderten: ohne Stahlträger, in hellem Stein, dessen durch Hunderttausende Pilgerkerzen rußgeschwärzte Patina entfernt wurde.

„Ich hoffe wirklich, dass die Pilger ihr Verhalten ändern“, sagt Moropoulou. Der Ruß und die Hitze haben Fresken geschwärzt und das alte Gestein porös gemacht. Mit Pinseln und Pinzetten arbeiten die Restauratoren an jedem Stein, meist nachts, um die Pilger nicht zu stören. Aber es gibt Hoffnung: Die meisten Kerzen standen auf den Querstreben der Stahlträger, und die sind nun entfernt. Es liegt nun an den drei die Grabeskirche dominierenden Konfessionen, das Gestein zu schützen, sagt Moropoulou. „Ich kann nur erklären und drängen.“

Die griechisch-orthodoxen, armenisch-orthodoxen und römisch-katholischen Besitzer der Grabeskirche trafen schon einmal eine seltene gemeinsame Entscheidung. Das war vor einem Jahr, als die israelische Polizei plötzlich Pilgern wie Priestern für einige Stunden den Zugang zur Grabkapelle verweigerte, um Menschenleben zu schützen. In geheimen Verhandlungen einigten sich die Kirchenoberen auf das mehr als drei Millionen Euro teure Projekt. Anderthalb Millionen kamen durch private Spender zusammen, mehr als eine Million gab der New Yorker



Antonia Moropoulou leitet die Renovierung.

hundert veranlasst, dort, wo man just das Jesusgrab wieder entdeckt zu haben glaubte. Im siebten Jahrhundert wurde die Kirche gebrandschatzt, als die Perser Jerusalem eroberten, im elften Jahrhundert vom Kalifen Hakim zerstört, der auch das Felsengrab abbrechen ließ. Ein Affront, der bis nach Europa hallte: Die Kreuzfahrer errichteten im zwölften Jahrhundert eine neue Kirche. Deren Dom über der Rotunde stürzte 1808 nach einem Feuer auf die Grabkapelle. Im osmanisch-barocken Stil wurde sie neu aufgebaut. Die Grabeskirche ist ein ewiges Flickwerk. Doch wenn es nach Antonia Moropoulou geht, dann wird der verschnörkelte Schrein auf dem Grab nun immer so bleiben: „Unsere Renovierung ist auf die Ewigkeit angelegt.“

Einen Hauch von Ewigkeit verspürten Klerus und Arbeiterschaft am 26. Oktober. Moropoulou hatte entdeckt, dass Wasser in das Grab leckte. Es kam zu einer historischen Entscheidung: Die Grabplatte wurde für 60 Stunden gelüftet. „Ein Moment bar jeder Vorstellungskraft“, erzählt Moropoulou. „Wir fühlten, dass da etwas war.“ Berichtet wird, dass Baugeräte auf einmal ihren Dienst versagten, als die Grabplatte angehoben wurde. Das hatte seit mindestens 500 Jahren niemand mehr erblickt: „Wir sahen die marmorne Grabplatte“, sagt Moropoulou. „Darunter erschien eine weitere Grabplatte, die zerbrochen war. Und darunter kam Geröll zum Vorschein. Wir entfernten es und fanden nackten Fels, so gemeißelt, wie die Felsengräber damals gemeißelt waren.“ Das Grab Jesu ist leer. Doch das Nichts darin ist gleichzeitig alles.

„Wir feiern das leere Grab als Sieg des Lebens über den Tod“, sagt Pater Nikodemus, der in der Grabkapelle mit Pilgergruppen betet. „Es ist das kräftigste Gegenargument gegen die Angst.“ Ob Jesus nun sieben Meter weiter links oder rechts gelegen hat, spiele dabei keine Rolle. Nicht nur, weil der Heiland ohnehin auferstanden ist. Dort, wo die winzige Kapelle steht, sei die Mauer zwischen Mensch und Gott eingerissen. Die ultimative Vernetzung – auf dem Handy erscheint „Holy-Tomb-Wifi“.

Historische Beweisführung ist hier nicht die Aufgabe. „Wir nehmen keine DNA-Proben“, sagt Moropoulou. Archäologen haben kaum auf der Baustelle gearbeitet. Man steht nun vor einer ganz anderen Herausforderung. Denn der Schrein Jesu ist auf Fels und auf Sand gebaut. Zwischen dem Geröll sind Hohlräume mit Regenwasser, Zisternen und verrostete Abwasserleitungen, die den Untergrund durchnässen. Die Ingenieurin dringt auf Trockenlegung. Das neue Projekt würde noch mal sechs Millionen Euro kosten. Und man müsste neu verhandeln, einen neuen Vertrag schließen. Antonia Moropoulou brächte es fertig. Sie hat schon die Akropolis, die Hagia Sophia und den Tempel von Luxor restauriert. ◀



Das Maniküre-Set

Ein Maniküre-Set sollte jeder Mann im Haus haben. Ersten sind für ein kultiviertes Äußeres gepflegte Nägel wichtig. Zweitens macht so ein Set im Badezimmer-schrank etwas her – sofern es denn so elegant in Leder eingeschlagen und hochwertig verarbeitet ist wie dieses achteilige Modell der britischen Luxusmarke Czech & Speake. Und drittens eignen sich Knipser, Zange und Pinzette auch, um damit im Notfall den Werkzeugkasten zu ersetzen oder kleine Operationen vorzunehmen, etwa wenn mal wieder ein Splitter im Finger steckt. Wer noch eine Mullbinde dazulegt, hat ein schönes Erste-Hilfe-Kit.

Die Frisiercreme

Frauen versuchen mit Hilfe von Mode- und Stilratgebern, dem nonchalanten Je-ne-sais-quoi der Pariserinnen auf die Schliche zu kommen. Das optische Ideal des Mannes hingegen entspricht eher (zumindest aus weiblicher Sicht) dem braungebrannten, surfenden Kalifornier. Diese Haare! So glänzend und schwerelos! Dazu der natürliche Wipp: Wie er das nur macht? Kein Ratgeber, nur die Grooming Cream von Baxter of California wird dazu benötigt. Die Frisiercreme ist nämlich für alle Haartypen geeignet. Eine leichte und parabenfreie Textur aus Spiegeleibblume und Traubenkernöl weist krauses Haar sanft in seine Schranken, Sonnenblume und Jojobaöl sorgen zusätzlich für Feuchtigkeit.



Die After-Shaving-Cream

Mal im Vertrauen: Die meisten Beautyprodukte für Männer sind überflüssig. Wer braucht schon zig teure Tiegel und Tinkturen im Bad? Die strahlende Haut eines Zwanzigjährigen kann damit ja doch nicht für immer konserviert werden. Außerdem verleihen Falten dem Gesicht Konturen. Deshalb tun es auch, ganz pragmatisch, Two-in-one-Produkte wie die After Shaving Milk im ansprechenden Glasflakon von D.R.Harris. Die alkoholfreie Textur wirkt als natürliches Antiseptikum Rasierbrand entgegen. Feuchtigkeitspendende Eigenschaften pflegen die Haut gleichzeitig wie eine Creme. Das Familienunternehmen, seit mehr als 200 Jahren in der St. James's Street ansässig, ist auch königlicher Hoflieferant.



Der Kamm

Warum der Kamm als ständiger Begleiter des Mannes aus der Mode gekommen ist, bleibt ein Rätsel. Denn die Geste, mit der das gezackte Accessoire langsam durch das lockere Haar gezogen wird, kann durchaus eine erotische Wirkung erzielen. Mal abgesehen davon, dass dem Haar regelmäßige Streicheleinheiten durchaus guttun. Dass dadurch die Durchblutung der Kopfhaut angeregt wird, ist nur ein positiver Nebeneffekt. Dieser Griffkamm von Tom Ford lässt die alten Zeiten auferstehen. Aus Schildpatt in der Schweiz handgefertigt, kommt er in einer wieder angesagten Vintage-Optik daher. Vom Hersteller empfohlen wird er zwar als Bartbürste. Aber auch das Kopfhaar wird es danken – und zwar mit einer weichen Haptik und mit mildem Glanz.



Das Eau de Parfum

Seit 2013 hat bei der spanischen Marke Loewe, die eigentlich auf teure Lederwaren spezialisiert ist, der nordirische Designer Jonathan Anderson die Zügel in der Hand. Seine Mode-Kollektionen sind so angesagt, dass ihm andere Modemacher immer hinterher laufen müssen. Das erste Eau de Parfum unter seiner Ägide – kurz und knackig 001 getauft – sucht den Erfolg mit Duftnoten von Bergamotte und Zypresse, Moschus und indonesischem Patschuli fortzusetzen. In diesem Fall riecht sogar das Auge mit: Für die Motive auf den minimalistischen Parfumkartons hat man sich im Archiv des deutschen Künstlers Karl Blossfeldt umgeschaut, der einst mit seinen streng-formalen Pflanzenfotografien bekannt wurde.



Die Seife

Wer sich für die feuchtigkeitsspendende Seife der französischen Männerpflegemanufaktur Le Beigneur entscheidet, tut der Umwelt etwas Gutes – nicht nur olfaktorisch. Der nach Leindotter, schwarzem Pfeffer, Nelke und Holzkohle duftende „Tonifying“-Reinigungswürfel besteht überwiegend aus organischen Zutaten aus der Region um Montreuil, wo die Seifen noch traditionell in Handarbeit hergestellt werden. Selbst die ansehnliche Verpackung ist biologisch abbaubar.



Das Bartöl

Die Benutzung aromatischer Öle, die raue Bärte pflegen, ist wahrhaftig ein Grund, den Bart überhaupt erst wachsen zu lassen. Kräftig und scharf, würzig und frisch duftet dieses Extrakt aus dem Hause Bartpracht namens Würzburg – aus Mandel- und Traubenkernöl. Mit Pfeffer, Zimt und Vitamin-E-starkem Kardamom angereichert, beruhigt es die Haut und belebt gleichzeitig den Kopf. Auch der Juckreiz während des Bartwachstums soll damit gelindert werden. Eine besondere Beziehung zu Würzburg braucht man übrigens nicht. Das pflegende Bartöl gibt es zum Beispiel auch in den Sorten Paderborn, Oranienburg oder Blankenhagen.



Das Mundwasser

Was nützt strahlendes Aussehen, wenn der Atem nicht frisch ist. Als Tüpfelchen auf dem i nach einer gründlichen Zahnreinigung oder zwischendurch, wenn es schnell gehen muss, sei zum olfaktorischen Schutz der Mitmenschen eine Mundspüllösung empfohlen. Zum Beispiel Mouthwash von Aesop. Wie alle Produkte der australischen Marke, deren begehrte Flakons an alte Apothekerfläschchen erinnern, duftet auch dieses erfrischende Wässerchen intensiv nach getrockneten Kräutern. Hier dominieren Anis und grüne Minze. Weil der kühlende Mundwäscher ohne Alkohol auskommt, beeinflusst er übrigens weder den PH-Wert im Mund noch die Speichelproduktion. Ein Schluck genügt. Und immer schön gurgeln.



Das Rasier-Set

Ein klassischer Nassrasierer ist so etwas wie die manuelle Kaffeemühle des Badezimmers. Das morgendliche Bohnenmahlen per Hand dauert wie die Nassrasur bisweilen etwas länger. Dafür hat man schon vor der Arbeit „metime“ verbraucht, wie es neudeutsch heißt, also Zeit darin investiert, sich selbst etwas Gutes zu tun. Denn die Qualität des Ergebnisses spricht natürlich für sich. Von der Traditionsmarke Mühle kommt die Serie „Purist“, für die etwa Bruyère aus Wurzelknollen der Erikapflanze oder karelische Maserbirke verarbeitet werden. Neben bewährtem Silberspitz-Dachszupf gibt es den austauschbaren Pinselkopf auch mit veganen nachhaltigen Kunstfasern, deren Eigenschaften dem tierischen Haar in nichts nachstehen sollen.



Das Shampoo

Auch Männerhaut braucht Pflege und Schutz. Von Natur aus ist sie extrem robust und belastbar. Umwelteinflüsse und die Strapazen täglicher Schönheitsprozeduren wie das Rasieren stören allerdings den natürlichen Schutz. Meint zumindest Susanne Kaufmann. Deshalb hat die österreichische Spezialistin für Naturkosmetik für ihre Beauty-marke die Linie M entwickelt, speziell für Männerbedürfnisse. Neben hilfreichen Allerlei für Gesicht und Körper findet sich im Sortiment auch dieses hübsch verpackte Shampoo, das praktischerweise auch als Haarspülung und Duschgel verwendet werden kann. Hamamelis, Salbei, Johanniskraut und lösliche Seidenelemente sollen schonend pflegen und sind auch noch nachwachsende Rohstoffe.



MANN SIEHT ES DANN IM SPIEGEL

Einst waren Männer das schöne Geschlecht: in prachtvollen Kleidern, mit pudrigem Teint und edlen Perücken. Dann wurden Frauen zuständig für die Deko. Aber seit die Geschlechtergrenzen fallen, ist es wieder männlich, schön zu sein. Zehn Vorschläge.

Von Celina Plag

MAN OF TODAY NEW BOSS BOTTLED TONIC



BOSS
HUGO BOSS

#MANOFTODAY

„ICH BESITZE KEINE EINZIGE JEANS



Hätte er so weitergemacht wie sein Vater – **Giuseppe Santoni** wäre heute wohl auch ein guter Herren-Schuhmacher. Andrea Santoni hatte die Marke 1975 in Corridonia in der Region Marken gegründet, die bekannt ist für ihre Schuhdörfer. Unter Giuseppe Santoni traten mehr Damenschuhe hinzu. Ende Februar erweiterte der Neunundvierzigjährige wiederum das Produktangebot – und stellte eine Modekollektion vor, entworfen von Marco Zanini.

Was essen Sie zum Frühstück?

Ich mache gerade eine Entgiftungskur, deshalb ist das kompliziert. Nach dem Aufwachen nehme ich eine ausgepresste Zitrone zu mir, dann einen Löffel Honig, und ich trinke Wasser mit Mineralien. Danach esse ich Müsli mit Mandelmilch, dazu Kaffee. Dann dusche ich, und bevor ich das Haus verlasse, esse ich noch eine Grapefruit.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Ich habe vier Maßschneider, zwei in Mailand, einen in Neapel, einen in den Marken. Jeder von ihnen kann etwas Anderes besonders gut.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Ja, in dieser Hinsicht bin ich kein typischer Mann. Ich könnte jeden Tag einkaufen gehen. Ich mag Shopping, Mode, Schönheit. Mit einer Einkaufstour belohne ich mich selbst.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein Kition-Jackett, das ich seit mehr als 30 Jahren besitze.

Was war Ihre größte Modesünde?

So etwas habe ich nie erlebt. Es gibt nichts, was ich jetzt nicht mehr tragen würde. Dafür ist mein Stil zu klassisch, da habe ich eine sehr genaue Vorstellung. Ich würde nie etwas tragen, weil mir das jemand vorschlägt. Ich besuche einen Schneider, seit ich 19 bin, suche die Stoffe aus, die Knöpfe. Das hat mir mein Vater so beigebracht.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Nein. Ich besitze auch keine einzige Jeans. Entspannte Mode steht mir nicht.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Meinen Vater.

Haben Sie schon einmal ein Kleidungs- oder ein Möbelstück selbst gemacht?

Schuhe, natürlich.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Ich lebe an drei Orten – in unserem Haus in den Marken meist von Mittwoch bis Freitag, dann hier in Mailand und im Winter übers Wochenende in St. Moritz. Außerdem haben wir noch ein Strandhaus. Und überall steht ein komplettes Service.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Ich koche sehr gern und gut, zum Beispiel Spaghetti mit Hummer, dazu Tomaten und Chili.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

Jeden Tag den „Corriere della Sera“, am Wochenende gern den „Economist“. Und ich liebe Modemagazine, die ich auf meinem iPad lese.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

Ich liebe Autos und Uhren. Wenn ich meinen Kopf frei bekommen möchte, schaue ich mir im Netz eine Uhrenauktion an.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Zu Weihnachten. Es waren drei Briefe, an meine Frau und meine zwei Kinder.

Welches Buch hat Sie in Ihrem Leben am meisten beeindruckt?

Das, was ich gerade lese, ist sehr gut. „The Black Swan“ von Nassim Nicholas Taleb. Darin geht es um Ereignisse, an die niemand glaubt, und die dann doch passieren.

Ihre Lieblingsvornamen?

Die meiner Kinder: Sofia Maria und Gabrio.

Ihr Lieblingsfilm?

Ich bin nicht so der Film-Typ.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit. Ich fahre überall hin.

Tragen Sie eine Uhr?

Mehrere, besonders gern IWC, denn wir fertigen die Leder-Riemen dafür.

Tragen Sie Schmuck?

Nicht viel. Aber dieses dünne Armband mit blauen glitzernden Steinen für das linke Handgelenk hat mir meine Frau geschenkt. Passt zum Blau des Anzugs.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Ja, es ist ein neuer Duft namens New York, so heißt die Marke. Habe ich hier in Mailand gefunden. Sehr stark, man erkennt ihn sofort.

Was ist Ihr größtes Talent?

Neugierde.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Ungeduld. Ich bin so ungeduldig, dass ich nie warten kann. Wenn ich im Stau stecken bleibe, fahre ich rechts auf dem Standstreifen an allen anderen vorbei.

Wie kann man Ihnen eine Freude machen?

Mit Ehrlichkeit. Das ist etwas sehr Seltenes.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ich versuche es mit einem passenden Witz. Wenn es nicht um die Arbeit geht, kann ich ein lustiger Typ sein.

Sind Sie abergläubisch?

Ja. Ich folge einem Sprichwort meiner Mutter: „Glaube lieber als zu versuchen“. Wenn das Bauchgefühl nicht stimmt, werde ich etwas nicht ausprobieren.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Wir lieben die Malediven, aber Mustique vergangenes Jahr war auch toll. Ich liebe Orte, an denen es nichts zu tun gibt, keine Restaurants, nur das Meer.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

Das ist gerade eine große Diskussion in meiner Familie. Meine Tochter und mein Sohn würden gern wieder nach Mustique. Aber meine Frau und ich denken an Südafrika. Andererseits habe ich gehört, dass, wenn man einmal in Afrika war, man da immer wieder hinmöchte. Deshalb weiß ich noch nicht, ob wir es ausprobieren sollten.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Rotwein, Pinot Noir.

Aufgezeichnet von Jennifer Wiebking.

ART IS *unforgettable*



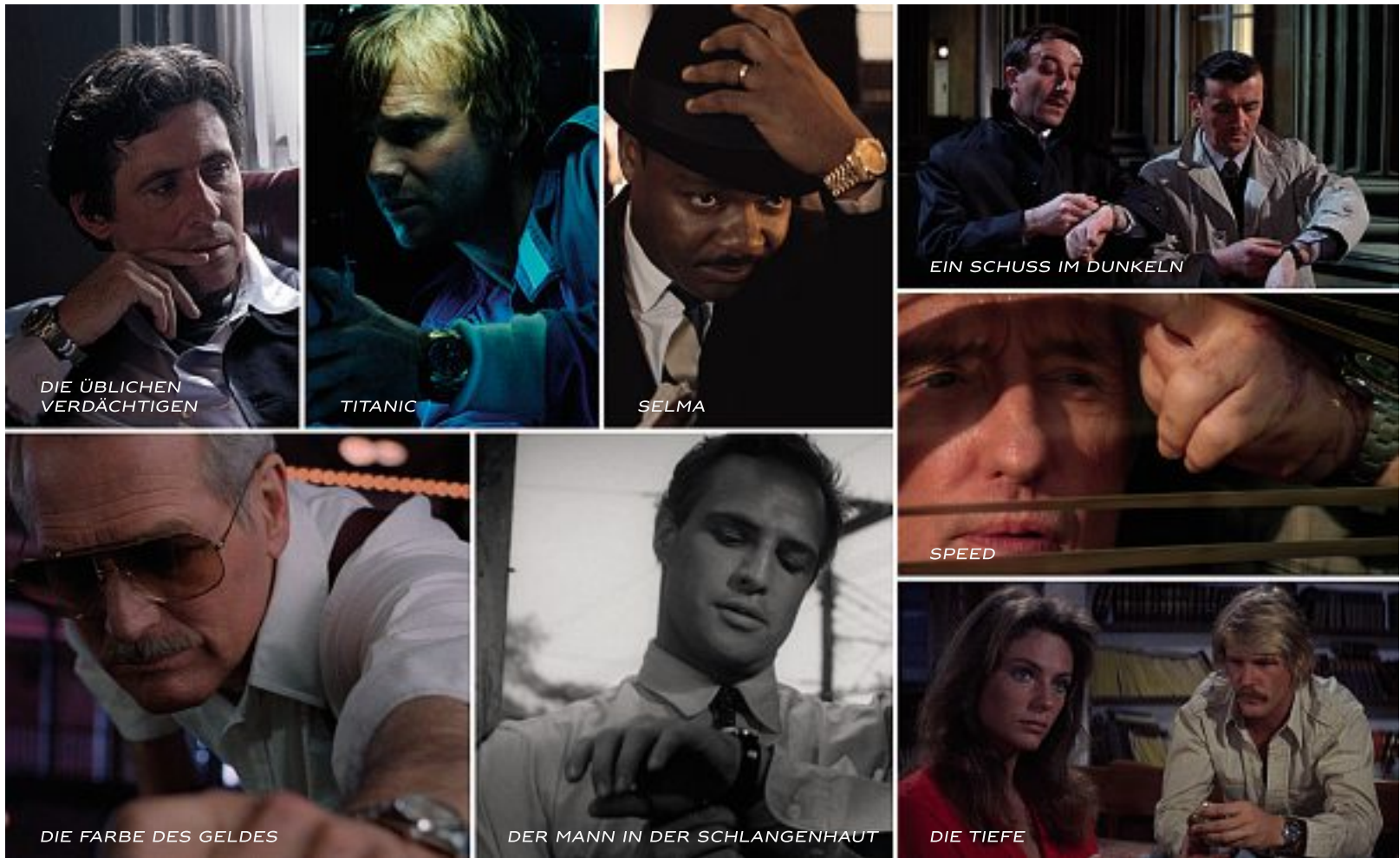
ISABELLE MENIN

ILL BE YOUR SUMMER 01 | 100 X 100 CM // 939€
ECHTER FOTO-ABZUG UNTER ACRYLGLAS IM WEISSEN MANUFAKTURRAHMEN
LIMITIERT & HANDSIGNIERT

FOTO: GANTON
(Preise inkl. MwSt., Rahmung | Änderungen und Irrtümer vorbehalten, Avenso GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin)

THE
LIBERATION
OF ART

ONLINESHOP UND ALLE
GALERIEN WELTWEIT
LUMAS.DE



© ROLEX SA, 2017. ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

LEIDENSCHAFT KINO.

In der Kunst des Filmemachens sind es die kleinsten Details, die eine faszinierende Welt entstehen lassen. Nur wenn jedes einzelne Detail perfekt ist, kann das Publikum wirklich in dieser Welt versinken. Rolex ist stolz darauf, die Kunst und das Handwerk des Filmemachens würdigen zu können und Teil zahlreicher großer Kinomomente gewesen zu sein. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41



EXKLUSIVER ZEITGEBER DER
ACADEMY OF MOTION PICTURE
ARTS AND SCIENCES


ROLEX